

DIE VOR- UND FRÜHGESCHICHTE DES KREISES AHAUS

DIE ÄLTERE STEINZEIT (PALÄOLITHIKUM)
UND DIE MITTLERE STEINZEIT (MESOLITHIKUM)

Die Anfänge menschlicher Geschichte reichen weit in das Eiszeitalter zurück – in die geologische Epoche, die vor mehr als 600 000 Jahren begann und vor etwa 12 000 Jahren zu Ende ging. Schon in einem frühen Abschnitt dieser Periode existierten Wesen, denen nach ihrem Körperbau und ihren Werkzeugen die Bezeichnung Mensch zuerkannt werden muß. Die lange Zeitspanne des Eiszeitalters läßt sich in vier Kaltzeiten mit drei dazwischen liegenden Warmzeiten gliedern. In den Kaltzeiten war Nordeuropa von einer mehrere hundert Meter dicken Eiskappe bedeckt, deren Südrand in der dritten und größten Eiszeit (Riß-Eiszeit) ungefähr von Düsseldorf nach Osten über den Kamm des der Ruhr und Möhne nördlich vorgelagerten Haarstranges verlief. Das Land zwischen dem nördlichen Eisschild und den Gletschern, die von den Alpen ausgingen, war zu einer unwirtlichen Frostschuttzone erstarrt, die in den kurzen Sommern nur an der Oberfläche auftaute und lediglich einer kümmerlichen Vegetation Raum gab. Der Mensch und die Tiere, die hier keine Nahrung fanden, wanderten in den Hochstadien der Kaltzeiten in Bereiche günstigeren Klimas ab.

Am Ende der vorletzten Eiszeit faßten auf dem Schutt, den die abschmelzenden Gletscher zurückließen, erste kälteliebende Pflanzen Fuß, zunächst Flechten und Moose, später widerstandsfähige Gräser und Sträucher, schließlich Zwergbirken und Kiefern. Unter den zahlreichen Tierarten, die in diesem Tundrängürtel lebten, sind Höhlenbär, Mammut, wollhaariges Nashorn, Ren und Wildpferd die wichtigsten. Mit zunehmender Erwärmung fanden sich Wisent, Braunbär, Hirsch, Reh und Wildschwein ein. Schließlich entwickelte sich in unseren Breiten eine fast subtropische Vegetation. In dieser Periode, der letzten Zwischeneiszeit, haben wahrscheinlich bereits Menschenhorden das Kreisgebiet durchzogen, die dem Wild als Jäger folgten. Als Waffe und Universalgerät besaßen sie den Faustkeil, der zumeist aus Feuerstein gefertigt war; in den Landschaften, in denen dieses Rohmaterial fehlte, wählte man gerne den spröderen Kieselschiefer. Auch daraus vermochte man ausgezeichnete Geräte herzustellen. Im Kreis Ahaus sind Faustkeile noch nicht nachgewiesen. Da wir sie aber aus dem Rheinland, dem Lippegebiet und aus Holland kennen, dürfen wir sie auch bei uns erwarten.

Als eine neue, lang anhaltende Kälteperiode, die vierte oder Würm-Eiszeit, einsetzte, verschwanden die Pflanzen und Tierarten wieder, die an warmes Klima gebunden waren. Auch Menschengruppen werden aus Nordwestdeutschland den Weg nach Süden angetreten haben. Manche aber haben sich den veränderten klimatischen Bedingungen angepaßt und kamen mit dem aus, was arktischer Pflanzenwuchs und arktische Tierwelt boten. Auch überzog die zusammenhängende nordeuropäische Eiskappe während der letzten Eiszeit nicht so weite Flächen wie während der vorhergegangenen. Die Gletscher machten an der Elbe halt. Trotzdem muß das Klima Jahrtausende lang so unwirtlich gewesen sein, daß ein Aufenthalt von Menschen in Norddeutschland zumeist unmöglich war. In den Gebieten, in denen es Höhlen gab, waren Kälteperioden noch am ehesten zu überdauern. So wurden z. B. die Höhlen des Sauerlandes bevorzugt aufgesucht. Einige scheinen viele Generationen lang den Menschen Unterschlupf geboten zu haben. Der Kampf ums Dasein muß unter den Menschen zu einer scharfen Auslese geführt haben; darauf basiert wohl die Tatsache, daß während der letzten Eiszeit ein höheres Kulturniveau erreicht wurde. Werkzeuge und Waffen wurden mannigfacher und besser. Die Anzeichen für ein Schmuckbedürfnis und für religiöse Regungen beginnen sich jetzt zu mehren. Aus unserem kleinen Arbeitsgebiet allerdings können wir solche Schlüsse über das Leben der Menschen der letzten Eiszeit nicht ziehen. Es muß dazu das gesamte aus Europa bekannte Fundgut berücksichtigt werden; denn wir besitzen vorläufig aus dem Kreis Ahaus keinen Hinweis für die Anwesenheit von Menschen der ausgehenden Altsteinzeit. Ein bedeutender Fundplatz dieser Epoche liegt aber nur wenige Kilometer entfernt beim holländischen Dorf Usselo nahe Enschede. Dort wurden bei Ausgrabungen viele Feuersteingeräte und -waffen entdeckt. Der Formenbestand zeigt engen Zusammenhang mit anderen Freilandstationen weiter nordwärts, die sich bis an und über die Elbemündung hinziehen. Er unterscheidet sich von dem anderer Jägerhorden, die in den südwärts anschließenden Gebieten lebten. Daraus ersehen wir, daß am Ende der letzten Eiszeit eine Differenzierung im Kulturinventar eintritt, daß also Menschengruppen, die immer wieder miteinander Kontakt hatten, sich von entfernteren abheben.

Die Mittlere Steinzeit, das Mesolithikum, grenzt sich als neuer Abschnitt aufgrund wesentlicher klimatischer Veränderungen und des dadurch verursachten Wandels der Lebensbedingungen von der Altsteinzeit

ab. Als es wärmer wurde und die nordeuropäische Eismasse mehr und mehr abschmolz, zogen die kälte liebenden Tiere, insbesondere das Ren, nach Norden ab. Mit der vordringenden Bewaldung breitete sich eine wärmeliebende Tierwelt aus. Der Mensch, der vordem in jahreszeitlichem Wechsel den Rentierrudeln über weite Strecken hatte folgen müssen, um seinen Lebensunterhalt zu sichern, fand nunmehr ausreichend Nahrung, nicht nur in den standortgebundenen Wildarten, sondern auch in Wildfrüchten. Als Jäger, Fischer und Sammler durchstreifte er den Umkreis seines Wohnplatzes und behielt ihn bei, bis ihn das Seltenerwerden der bevorzugten Wildarten zum Aufsuchen anderer Gegenden veranlaßte.

Mit der allmählichen Umstellung auf eine neue Lebensform ging die Entwicklung neuer Gerätetypen Hand in Hand. In der Feuersteinbearbeitung ist die Tendenz zur Ausbildung besonders kleiner Geräte von meist geometrischer Form, der sogenannten Mikrolithen, in ganz Europa feststellbar.

Der Kreis Ahaus gehört während der Mittleren Steinzeit zum großen Nordwestkreis, der sich gegenüber einem Nordkreis und den südlich anschließenden Gruppen in kulturellen Einzelheiten unterscheidet, z. B. im Aussehen bestimmter Feuersteinspitzen, dem Vorherrschen gewisser Mikrolithentypen usw. H. Schwabedissen hat den Nordwestkreis gegen den Nordkreis abgegrenzt und das Geräteinventar des ersteren auf gegliedert¹. Er weist dabei die Feuersteinkleinformen vier aufeinander folgenden Horizonten zu, die nach wichtigen Fundplätzen benannt werden. Der älteste führt den Namen „Kirchdorfer Stufe“ (nach Kirchdorf im Kreise Nienburg), der nächstfolgende „Halturner Stufe“ (nach Haltern im Kreis Recklinghausen), der dritte „Boberger Stufe“ (nach Boberg bei Hamburg) und der jüngste „Hülstener Stufe“ (nach Hülsten im Kreis Borken).

Die vier Stufen des mittelsteinzeitlichen Nordwestkreises sind – wie aus der Zusammenstellung der kennzeichnenden Geräteformen hervorgeht – nicht durch scharfe Einschnitte im mikrolithischen Formenschatz voneinander getrennt, sondern heben sich nur aufgrund feiner Unterschiede im Rahmen einer ungebrochenen, durchgehenden Entwicklungsreihe voneinander ab. Damit können im Formenbestand eines Fundplatzes Einzelstücke auftreten, die nur dann einer bestimmten Stufe zuzuweisen sind, wenn der Gesamtcharakter des Fundmaterials an Hand von schärfer ansprechbaren Typen bestimmt werden kann. Im allgemeinen gibt erst eine größere Zahl von Fundstücken die Gewähr für eine zuverlässige Einordnung in das von Schwabedissen erarbeitete Schema. Unter diesen Aspekten kann eine Gliederung der im Kreise Ahaus gefundenen Kleingeräte aus Feuerstein nur unter Vorbehalt durchgeführt werden, da die wenigen Fundstellen nur einzelne Artefakte geliefert haben. Vom Fundplatz Epe (Kat.-Nr. 51) sind neben unbearbeiteten Klingensabschlägen nur zwei gute Mikrolithen bekanntgeworden. Das breite, rechtwinklige Dreieck Tf. 15,4 gehört der Form nach der Halturner Stufe an, bleibt aber in der Größe unter dem Durchschnitt. Die Hauptverbreitung schmaler Dreiecke, von denen ein gutes Exemplar vorliegt (Tf. 15,5), findet sich in der anschließenden Boberger Stufe. Zwei weitere Geräte minderer Qualität (Tf. 15,6. 7) entziehen sich einer genaueren Ansprache. – Unter den Fundstücken, die bei der Ausgrabung eines Kreisgrabenfriedhofes bei Nienborg (Kat.-Nr. 150) aus der gestörten Deckschicht geborgen wurden, befinden sich einige Kleinformen, die sowohl der Boberger, als auch der Hülstener Stufe eigentümlich sind. Tf. 44,1 und 2 zeigt einfache kleingerätige Spitzen mit einseitiger Retusche. Vorherrschend sind Schaber (Tf. 44,4–10). Unter den Klingenschabern (Tf. 44,5–7) fällt Nr. 5 durch seine gute Qualität auf. Auch die Rund- und Halbrundscherer (Tf. 44,8–10) sind vorzüglich gearbeitet. Sie gehören zu den kleinsten ihrer Art, ein Umstand, der in Analogie zu reichen Fundplätzen des Nordwestkreises für einen späten Zeitansatz spricht. – Eine gute Ausbeute an Feuerstein geräten erbrachte die jahrzehntelange Sammeltätigkeit auf dem Losberg bei Stadtlohn (Kat.-Nr. 183). Den weitaus größten Teil der Werkzeuge nehmen die Schaber ein, die in Größe und Gestalt stark variieren. Neben den Rundscherern (Tf. 7,12. 16) kommen besonders zahlreich solche von mehr ovaler Form vor (Tf. 7,13–15. 17–22); zwei von ihnen sind wechselseitig retuschiert (Tf. 7,21. 22). Sie alle sind recht sorgfältig gearbeitet. Halbrundscherer schlechterer Machart zeigt Tf. 10,4. 5. Unter den Klingenschabern (Tf. 8,1–8; 10,6) beanspruchen diejenigen mit geraden oder schwachgewölbten Arbeitskanten den ersten Platz (Tf. 8,2–4. 6; 10,6); daneben gibt es zwei breite Stücke, die eine Verwandtschaft zu den Halbrundscherern erkennen lassen (Tf. 8,5. 8). Von den Kernsteinen Tf. 9,12–14 ist einer, Nr. 12, durch Kantentretusche an der Schlagfläche zu einem Kernscherer weiterverarbeitet worden. Fünf Geräte kann man als Messer mit abgedrücktem Rücken bezeichnen (Tf. 7,6–10). Sie sind sehr unregelmäßig geformt und wenig sorgfältig aus dünnen Abschlägen zugerichtet. Die trapezförmigen Vierecke mit retuschierten Seiten sind in acht guten Exemplaren vertreten (Tf. 7,1–5; 10,1–3). Sie sind als „Querschneiden“ für die Pfeilbewehrung verwendet worden. Neben größeren Stücken, deren Breitenausdehnung die Höhe übertrifft (Tf. 7,2–5), kommen kleinere, mehr hochformatige vor (Tf. 7,1; 10,1–3). Eines zeigt deutlich geschwungene Schmalseiten

¹ H. Schwabedissen, Die Mittlere Steinzeit im westlichen Norddeutschland, 1944.

(Tf. 10,3). Alle Exemplare stehen in engem Zusammenhang mit den Formen, die im jüngeren Abschnitt der Mittelsteinzeit gebräuchlich sind. Querschnitten der breiten Form sind sowohl in Boberger als auch in Hülstener Fundzusammenhang nachgewiesen. Sie sind langlebig, so daß mit ihnen allein eine zeitliche Fixierung nicht möglich erscheint. Besonders die schmaleren Exemplare, zumal solche mit geschwungenen Seiten, kommen noch in Gesellschaft mit jungsteinzeitlichen Funden vor. Allerdings dürfte Seitenretusche hauptsächlich im Mesolithikum angewendet worden sein, während neolithische Stücke meist glatte Bruchkanten aufweisen. Eine ebenso lange Lebensdauer haben auch die verschiedenen Schaberformen. Wenn einzelne von ihnen, besonders die kleineren (wie Tf. 7,17. 18; 10,4–6), in den beiden letzten Stufen der mittleren Steinzeit weit verbreitet sind, kann man sie doch nicht als charakteristisch für diese Zeit bezeichnen. Sie fallen in Stadtlohn auch mengenmäßig nicht ins Gewicht gegenüber den Schabern, die sich durch ganzflächige oder weit in die Fläche hineinreichende Retuschierung als jünger erweisen. Gute Beispiele für diese sorgfältige Art der Oberflächenbehandlung bieten die Stücke Tf. 7,14–16. 19. Daß im Formenschatz des Fundplatzes Feingeräte, wie langschmale oder schmale Dreiecke, nadelförmige Spitzen und Kreisabschnitte, fehlen, kann man nicht als zufällig abtun. Ihre Abwesenheit bestärkt die Vermutung, daß trotz deutlichem Nachklingen mesolithischer Traditionen die Grenze zur Jungsteinzeit überschritten ist, jedenfalls insoweit, wie diese Grenze von Schwabedissen mit dem Formenkatolog der endmesolithischen Hülstener Stufe definiert worden ist.

In Anbetracht der geringen Zahl mesolithischer Fundplätze im Kreise Ahaus fehlt einstweilen die Grundlage für eine eingehende Beschreibung der mittelsteinzeitlichen Siedlungsgeschichte in diesem Bereich. Allgemeine Überlegungen lassen jedoch vermuten, welche geographischen Gegebenheiten bei der Wahl der Wohnplätze eine Rolle gespielt haben. Am wichtigsten wird – wie zu allen Zeiten – das Trinkwasser gewesen sein. Man hat also sicher die Nähe solcher Flüsse und Bäche bevorzugt, die auch in den Sommermonaten ausreichend Wasser führten. Geräteformen geben uns den Hinweis, daß die Nähe von Gewässern auch für die Ernährung von Bedeutung gewesen ist. Ein Teil der Mikrolithen ist, wie Moorfunde anderer Gebiete lehren, als Widerhaken in hölzernen Fischspeeren eingesetzt gewesen. Andere dienten als Bewehrung für Pfeilschäfte. Die Jagd mit Pfeil und Bogen auf das zur Tränke ziehende Wild hat offenbar eine große Bedeutung gehabt.

Als günstig für Rast- und Wohnplätze scheinen solche Stellen angesehen worden zu sein, die nach Regengüssen und nach der Schneeschmelze schnell wieder trocken wurden. Das ist bei hochgelegenen Sandgebieten am Rande von Flüssen und Bächen der Fall, da einerseits die Ufer- und Höhenlage ein rasches Absickern der Feuchtigkeit zur Folge hat, andererseits der Boden um so mehr zu schneller Erwärmung und Austrocknung neigt, je sandiger er ist. Tatsächlich zeigen die drei Siedlungsplätze bei Stadtlohn (Kat.-Nr. 183–185) diese Eigenschaften. Sie liegen an Flußschleifen der Berkel, wo sich steilabfallende Sandrücken zungenförmig in die Talaue hineinschieben. Einprägsam ist das Beispiel des „Losberges“ (Kat.-Nr. 183), der wie eine Insel aus der Niederung herausragt und ehemals fast ringsum vom Wasser umflossen war. Die Lage der Stadtlohner Fundplätze macht eine Bevorzugung solcher Geländepunkte wahrscheinlich, die nach Süden und Westen, also zur Sonnenseite hin, offenliegen. Die Situation des Fundplatzes in der Bauerschaft West bei Nienborg (Kat.-Nr. 150) paßt auf den ersten Blick nicht zu dieser Regel. Die Entfernung bis zum nächsten größeren Bachlauf beträgt hier etwa 250 m. Die Funde lagen auf einer sehr flachen Bodenwelle, die später viele hundert Jahre lang als Begräbnisplatz gedient hat. Wahrscheinlich waren hier eine Reihe von seichten Weihern, die erst in den letzten Jahren zugeschüttet worden sind, und ausgedehntes Sumpfland in der Umgebung des Wohnplatzes besonders anziehend, sei es, um Schutz vor Überfällen zu gewähren, sei es, daß infolge eines Rückgangs der Großwildbestände im Schilfdickicht dieser Gegend reichere Beute in Gestalt von Flugwild lockte.

Wenn bisher von „Siedlungen“ die Rede war, so immer mit der Einschränkung, daß an diesen Stellen lediglich aus einer Häufung von Feuersteingeräten und Abfallsplittern auf eine längere Anwesenheit der Menschen geschlossen werden kann. Eigentliche Siedlungsspuren, etwa in Form von Herdstellen, Resten von Hütten- und Abfallgruben, wurden bislang nicht beobachtet. Nachweise dieser Art sind überall selten. Nach Befunden in anderen Gebieten darf man aber annehmen, daß auch bei uns die mittelsteinzeitlichen Jäger zu kleinen Horden vereint in Gruppen einfacher Hütten gehaust haben, die aus einem Gerüst dünner Baumstämme und einer Bedachung aus Kiefern- oder Birkenrinde, Torf oder Schilf bestanden. Als Jagdgefährte war der Hund, das älteste Haustier unserer Breiten, von Nutzen. An sonstigen tierischen Resten sind aus den Fundplätzen Nordeuropas nur Säugetier-Wildformen, Fische und Vögel bekannt, deren Erlegung die Lebensgrundlage bedeutete. Hinweise auf Ackerbau fehlen. Hingegen hat die Haselnuß wohl eine ähnliche Rolle gespielt wie späterhin das Getreide. Aufgeschlagene Schalen sind in so großer Menge an Wohnplätzen Schleswig-Holsteins und Dänemarks gefunden worden, daß man die Haselnuß als pflanzliche Hauptnahrung anzusehen hat.

DIE JÜNGERE STEINZEIT (NEOLITHIKUM)

Von allen Veränderungen in der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte sind jene Umwälzungen die bedeutendsten, welche den Beginn der Jungsteinzeit kennzeichnen. Während in den gewaltigen Zeiträumen von Alt- und Mittelsteinzeit der Mensch ausschließlich über die Nahrungsmittel verfügte, die in seinem Lebensraum wild gediehen, beherrscht der Mensch des Neolithikums die Kunst, durch Ackerbau und Viehzucht selbst seine Nahrung zu produzieren. Er ist Bauer. Dieses frühe Bauerntum ist die Grundlage, auf der alle folgende Entwicklung bis zur Gegenwart fußt. Die Bedeutung des Ackerbaus geht noch aus unserem Wort „Kultur“ hervor, dessen lateinische Wurzel „colere“ „den Acker bestellen“ heißt.

Seit dem Neolithikum ist der vormals träge Fluß der Entwicklung in immer schnellere Bewegung geraten. Archäologisch wird die Veränderung u. a. dadurch sichtbar, daß in Europa an Stelle der räumlich und zeitlich weit ausgedehnten Formenkreise nunmehr kleinräumige, schärfer profilierte Kulturgruppen treten, deren Aufgang und Verfall nicht selten nur ein paar Jahrhunderte auseinanderliegen. Damit soll nicht gesagt werden, daß mit diesem Werden und Vergehen der materiellen Hinterlassenschaften, etwa der Keramik und der Stein- oder Metallgeräte, auch jedesmal das Schicksal eines Volkes oder Stammes abgesehen würde. Vielmehr hat bei wachsender Bevölkerungsdichte und zunehmenden Handelsbeziehungen ein reger Austausch nicht nur von Gegenständen des täglichen Gebrauchs, sondern auch von Ideen, Techniken, Sprachen und Gebräuchen stattgefunden. Dazu treten offenbar friedliche und kriegerische Wanderbewegungen. Durch Überlagerung, Angleichung und Verschmelzung unterschiedlicher Komponenten entstand im Laufe der Zeit ein mannigfaltiges Neben- und Nacheinander mehr oder minder geschlossener Kulturgruppen.

Nicht immer gelingt es, die Beziehungen der einzelnen Gruppen untereinander bis ins letzte aufzudecken. Desgleichen ist schwer zu entscheiden, ob im Einzelfall die Ablösung einer Kulturgruppe durch eine andere auf Grund kriegerischer Überfremdung oder durch freiwillige Übernahme eines überlegenen Kulturpräges vor sich gegangen ist. Manche Erscheinungen, die gelegentlich abrupt von neuen abgelöst worden sind, haben sich „unter der Decke“ über längere Zeit gehalten und sind nach einem Stadium der Verschüttung wieder hervorgebrochen, um alte Traditionen fortzuführen.

Diese Vorbemerkungen sollen zeigen, wo die Schwierigkeiten, gleichermaßen aber auch die Ansatzpunkte für die Erforschung der jungsteinzeitlichen und der folgenden Zeitabschnitte zu suchen sind. Unsere Behandlung eines verhältnismäßig kleinen Raumes hat deshalb eine doppelte Aufgabe. Einmal gilt es, die verschiedenartigen im Arbeitsgebiet vertretenen Formengruppen herauszustellen und auf ihre Zugehörigkeit zu den größeren mittel- oder nordeuropäischen Kulturkreisen zu untersuchen. Dabei sind Maßstäbe anzulegen, die nicht aus dem Ahauser Fundmaterial selbst, sondern aus der Kenntnis der europäischen Gesamtsituation erwachsen. Zum anderen ist es notwendig, an eigenständigen, lokalen Ausprägungen den kulturellen Wechselbeziehungen und Beeinflussungen nachzuspüren, aus denen sie sich entwickelt haben. Dazu ist immer wieder zu fragen, aus welchen fremden Wurzeln sie sich herleiten können und welche älteren Vorbilder eigener Provenienz in ihnen durchscheinen. Bei dieser Art der Betrachtung, die sich zu jedem Zeitpunkt sowohl auf die räumliche Umgebung, als auch auf die eigene Vergangenheit richtet, steht die geschichtliche Entwicklung des Arbeitsgebietes im Mittelpunkt des Interesses. Unser Bemühen wird nicht in allen Perioden mit dem gleichen Grad historischer Erkenntnis belohnt werden; denn erstens sind nicht alle Zeitabschnitte mit der gleichen Fundmenge und der gleichen Zahl zuverlässiger Ausgrabungsbefunde vertreten und zweitens bestehen große Unterschiede in der Prägnanz des jeweiligen Formenschatzes. Während in einigen Perioden eine strenge typologische Entwicklung beispielsweise innerhalb der Keramik die Aussage erleichtert, zeichnen sich andere Perioden durch eine „Charakterlosigkeit“ aus, die uns die Gliederung und die Durchdringung erschwert.

Die Trichterbecher-Kultur

Im Gebiet des Kreises Ahaus – wie überhaupt in den Sandgebieten Nordwestdeutschlands und der Niederlande – ist die Kenntnis des Ackerbaus und der Viehzucht erst verhältnismäßig spät verbreitet worden. Viel früher schon hatte sich von Böhmen und Mähren das Bauernvolk der Bandkeramiker nach Mittel- und Westdeutschland vorgeschoben, wobei fast ausschließlich die fruchtbaren Lößgebiete besiedelt wurden. Mit guten Gründen nimmt man an, daß durch diese Menschengruppen die neuen Wirtschaftsformen nach dem Norden vermittelt worden sind. Unter den steinzeitlichen Getreidesorten spielen Weizen und Gerste eine vorherrschende Rolle, die im Bereich des östlichen Mittelmeeres viel eher angebaut wurden als in Mitteleuropa. Die Bandkeramiker haben diese Arten in ihre neuen Siedlungsbereiche auf die Lößflächen zwischen Köln und Aachen, an Lippe und Ruhr und zwischen Hannover und Braunschweig mitgebracht. Von dort

wird das erste Saatgut und mit ihm die Kenntnis der Anbauweise weiter nach Norden gelangt sein. In die gleiche Richtung weist auch, daß unter den ältesten Haustieren neben Rind und Schwein das Schaf gehalten worden ist. Während Hausrind und Hausschwein durch Züchtung und Zuchtauswahl aus dem heimischen Urrind und dem Wildschwein entwickelt sein können, tritt uns mit dem Schaf ein Fremdling entgegen, dessen Urform hierzulande nicht vorkam. Es ist vermutlich auf den Hochflächen des Vorderen Orients domestiziert, von da nach dem Balkan gebracht und später im Zuge der bandkeramischen Landnahme bei uns eingeführt worden. Daß der Einfluß dieser bäuerlichen Frühkultur bis in den norddeutschen Küstenstreifen vorgedrungen ist, zeigen uns gelegentliche Funde von Steingeräten, die ausschließlich zum Formenbestand der Bandkeramiker gehören. Es handelt sich um durchbohrte Flachhacken, die auf einer Breitseite eben, auf der anderen gewölbt sind, ferner um meist gut polierte Geräte, die wegen ihrer Gestalt als „Schuhleistenkeile“ bezeichnet werden. Eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem Typ, die sich in der flachen Ausbildung der einen und in der Wölbung der anderen Breitseite sowie in dem einseitigen Anschliff der Schneidpartie äußert, läßt bei einem beilähnlichen Gerät aus Legden (Tf. 6,2) an eine Beeinflussung durch ein bandkeramisches Vorbild denken.

Die erste nordeuropäische Bevölkerung, die sich die von Süden her verbreitete landwirtschaftliche Lebensweise der Bandkeramiker zu eigen machte, wird unter verschiedenen Bezeichnungen in der Literatur geführt. Nach den ihr zuzuschreibenden Baudenkmalern, die zu allen Zeiten Aufsehen und Bewunderung hervorgerufen haben, gab man ihr den Namen „Riesensteingrabvolk“ oder „Megalithgrableute“. Diese Benennung nimmt ihre Berechtigung nicht nur aus dem Umstand, daß die gewaltigen, aus Findlingsblöcken sorgfältig erbauten Grabkammern die auffälligsten Zeugnisse dieser Menschengruppe darstellen, sondern auch daraus, daß wir fast unsere gesamte Kenntnis ihrer Kultur aus dem Bestattungswesen schöpfen. Siedlungsfunde sind uns nur spärlich bekannt. Gegen die Anwendung des Namens „Megalithgrableute“ auf die hier in Rede stehende Bevölkerung spricht jedoch die weit über den nordeuropäischen Bereich hinausgehende Verbreitung der megalithischen Grabbauweise. Man sollte deshalb mit räumlicher Einschränkung von der „Nordischen Megalithkultur“ sprechen. In neuerer Zeit hat sich demgegenüber die Bezeichnung „Trichterbecherkultur“ durchgesetzt, die insofern glücklich gewählt ist, als die Verbreitung der „Becher mit Trichterrand“ (Tf. 11,1-3; 13,1-3) die Ausdehnung des von der nordischen Riesensteingrab-Bevölkerung besiedelten Gebietes anzeigt. Trichterbecher führt diese Kultur vom Anfang bis zum Ende ihrer Entwicklung; sie kommen auch in allen Tochtergruppen vor, die sich in einer späteren Expansionsphase außerhalb des ursprünglichen nordeuropäischen Kerngebietes herausgebildet haben. Eine dritte Bezeichnung als „Tiefstichkeramische Kultur“ stützt sich auf die gleichfalls gemeinsame Art der Verzierung vermittels tief in die Gefäßwandung eingestochener Muster.

Die Gräber

Die Frühstufe der nordischen Trichterbecherkultur tritt uns ziemlich unvermittelt entgegen. Ihr Zentrum lag auf der jütischen Halbinsel, in einem Gebiet also, das von den auf mesolithischer Grundlage verharrenden Jägerstämmen rings umgeben war. Die ältesten Megalithgräber sind verhältnismäßig kleine, aus vier Wandsteinen und einem mächtigen Deckstein errichtete Kammern. In ihnen wurde zuerst nur je ein Leichnam bestattet. Später ging man dazu über, größere Kammern zu erbauen, in denen nacheinander mehrere Tote aus einer Familie oder Sippe beigesetzt wurden. Durch die Erweiterung der ursprünglichen Einzelgrabkammer mußte die Zahl der Wandsteine auf sechs und mehr erhöht werden. Indessen hielt man an der Bedeckung durch nur einen gewaltigen Deckstein, den Überlieger, fest. Grüfte dieser Art wurden in der Frühzeit der Vorgeschichtsforschung irrigerweise als Opferaltäre angesehen und nach dem keltisch-bretonischen Wort für „Steintisch“ als „Dolmen“ bezeichnet. Der Name hat sich eingebürgert, so daß wir unbeschadet der sachlichen Unzulänglichkeit des Ausdrucks den ersten Abschnitt der Jungsteinzeit des Nordens, in welchem diese einfachen Grabbauten vorherrschten, „Dolmenzeit“ nennen.

Allmählich wurde die Grabbauweise abgewandelt. Die nunmehr stark vergrößerten Grüfte konnten unmöglich mit einem einzigen Überlieger abgedeckt werden, so daß man deren mehrere möglichst dicht nebeneinander auf die einander gegenüberstehenden Tragsteine auflegte. Die verbleibenden Lücken wurden mit kleineren Steinen verfüllt. Außerdem entstand zur Erleichterung des Zugangs ein meist an einer Langseite der Kammer angelegter gedeckter Gang, durch den immer wieder verstorbene Familienmitglieder ins Grabinnere gebracht werden konnten. Die bauliche Neuerung der Anlage eines Ganges ist für die Gräber der zweiten Phase des Steingrabbaues kennzeichnend. Man nennt sie deshalb „Ganggrabzeit“.

Sowohl Dolmen als auch Ganggräber sind fast ausnahmslos in beschädigtem Zustand auf uns gekommen, was zu falschen Vorstellungen hinsichtlich des ursprünglichen Aussehens geführt hat. Zur Zeit ihrer Be-

nutzung waren die jetzt offenliegenden Kammern von einem Erdmantel bedeckt; ihr äußeres Bild bot also das eines ovalen bis langrechteckigen Hügels. Im Laufe der Zeit haben Wind und Regen dafür gesorgt, daß der die Steine des Grabes umgebende Boden weggeweht und weggespült wurde, so daß der Steinbau mehr und mehr sichtbar wurde. In der Ganggrabzeit trat gelegentlich die Sitte auf, den Hügel mit einer Einfassung aus aufrechtstehenden Findlingsblöcken zu festigen und so dem Abrutschen des Erdreichs Einhalt zu gebieten. Weitaus größere Beschädigungen als durch die Naturkräfte hat der Bestand an Megalithgräbern durch menschliche Tätigkeit, besonders in den letzten zweihundert Jahren, erlitten. Ein sehr beträchtlicher Teil der Gräber wurde vernichtet, die Steine wurden zerkleinert und für den Haus- und Straßenbau verwendet. Im Kreise Ahaus ist kein einziges dieser Grabdenkmäler erhalten geblieben. Wenn auch unser Gebiet am Südrande der Verbreitzone megalithischer Grabkammern liegt, ist damit zu rechnen, daß sie ehemals – wenn auch vielleicht nicht zahlreich – vorhanden gewesen sind, da sie im südwärts anschließenden Kreis Borken nicht fehlen („Düwelssteene“ bei Borken). In dem ältesten Bericht über die Altertümer des westlichen Münsterlandes gibt der in Vreden ansässige J. H. Nünning zwar eine Beschreibung der Großsteingräber¹; doch ist nicht ersichtlich, ob sich seine Anschauung auf Beispiele aus dem Kreisgebiet stützt.

Außer den Großsteingräbern sind auch einfache rechteckige Grabgruben angelegt worden, in denen jeweils nur ein Toter beigesetzt wurde. Es darf vermutet werden, daß diese vielleicht auf mittelsteinzeitlicher Tradition beruhende Bestattungsweise viel häufiger angewendet worden ist, als es nach der Zahl der bekannten Flachgräber den Anschein hat. Gegenüber den Riesensteingräbern fallen Flachgräber nicht oder nur selten auf, so daß ihre Minderzahl vermutlich mit einer Beobachtungslücke zu erklären ist. Im Arbeitsgebiet sind Flachgräber der Trichterbecherkultur an zwei Stellen im Kirchspiel Schöppingen festgestellt und teilweise untersucht worden. Zwei weitere Fundplätze, ebenfalls auf Schöppinger Gebiet, sind nicht mit Sicherheit als Gräber anzusprechen.

Die eine Fundstelle eines Flachgrabes wurde in der Bauerschaft Ebbinghoff am Westhang des Schöppinger Berges entdeckt (Kat.-Nr. 162). Bei der Untersuchung durch das Landesmuseum Münster zeigte sich eine Grube, die 2 Meter lang, 1,25 Meter tief und ehemals mindestens 0,8 Meter breit war. Sie enthielt neben winzigen Knochenteilchen und Holzkohlepartikeln neun Gefäße, einen „Backteller“, einen Schöpflöffel und ein kleines Beil (Tf. 11,1–6; 12,1–6). Die Funde sind weiter unten näher beschrieben. Der Ausgräber W. Winkelmann war anfangs der Meinung, eine Grabgrube vor sich zu haben, wurde jedoch durch die Tiefe der Grube und durch die Höhenlage der Funde – 10 bis 45 cm über der Grubensohle – dazu bewogen, sie als eine Siedlungsgrube anzusprechen². Dieser Ansicht hat sich H. Hoffmann angeschlossen³. Dagegen ist einzuwenden, daß die Grube nur im Verhältnis zur jetzigen Oberfläche als tief bezeichnet werden kann, während die eigentliche Grubenverfärbung erst rund einen Meter unter dem heutigen Niveau sichtbar wurde. Der Befund erklärt sich zwanglos aus der Hanglage des Platzes, die es mit sich brachte, daß von oberhalb der Grube im Laufe der Zeit immer mehr Erdreich aufgeweht und aufgeschwemmt wurde. Daß die Funde erst in 15 cm Höhe über der unteren Grenze der Verfärbung einsetzten, braucht ebenfalls nicht zu befremden, wenn man bedenkt, daß durch Wasserinfiltrationen humose Bestandteile der Grubenfüllung nach unten transportiert werden und so den Anschein erwecken, als sei die Anreicherungszone ein Teil der ehemaligen Grube. Diese Erscheinung ist gerade in Sandböden häufig zu beobachten. Folgt man dem vorgeschlagenen Erklärungsversuch, zeigt der Befund sowohl in seinen horizontalen und vertikalen Abmessungen als auch durch die Menge der gut erhaltenen Gefäße das Bild eines Flachgrabes, wie sie in den letzten Jahren im Bereich der Trichterbecherkultur häufiger bekanntgeworden sind⁴. Von zwei weiteren Grubenverfärbungen des gleichen Fundplatzes waren nur noch so geringe Spuren erhalten, daß sie für eine Deutung nicht herangezogen werden können.

Das zweite Flachgrabvorkommen im Kirchspiel Schöppingen wurde 1952 auf der westlichen Vechte-Terrasse, Bauerschaft Ramsberg, ebenfalls beim Sandabbau entdeckt (Kat.-Nr. 163). Der Befund, den Winkelmann in einer kleinen Rettungsgrabung freilegte, läßt keinen Zweifel, daß es sich um eine Grabgrube der oben beschriebenen Art handelte. Die Längsausdehnung der zum Teil schon zerstörten Grubenverfärbung betrug wiederum 2 m, die Tiefe 0,6 bis 0,7 m. Das Fundmaterial, bestehend aus mehreren zerbrochenen Gefäßen in den Formen der Trichterbecherkultur, konzentrierte sich in einer 10 cm starken, mit Holzkohle-

¹ Jodocus Herman Nünningh, *Sepulcretum Westphalico-Mimigardico-gentile . . .*, Coesfeld 1713.

² W. Winkelmann, *Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit* 14, 1938, S. 287 ff.

³ H. Hoffmann, *Westfälische Forschungen* 1, 1938, S. 211.

⁴ Winkelmann ist neuerdings ebenfalls der Ansicht, daß es sich um ein Flachgrab gehandelt hat (nach mündlicher Mitteilung).

partikeln angereicherten dunklen Schicht auf dem Grund der Grube (Tf. 13,1–6). Hier wie auch im Befunde von Ebbinghoff finden wir die auffällige Erscheinung, daß die Fundschicht starke Kohle- und Aschenreste enthielt, die der Lage nach gleichzeitig mit oder kurz nach der Grablegung des Verstorbenen zuunterst in den Grabschacht eingefüllt worden sind. Man geht kaum fehl in der Annahme, daß die Brandspuren mit dem Totenkult in Zusammenhang stehen, zumal ähnliche Beobachtungen von van Giffen an mehreren Plätzen in den Niederlanden gemacht worden sind⁵. Es scheint üblich gewesen zu sein, die Toten mit Wegzehrung auszustatten – welcher Art ist ungewiß, da uns nur die leeren Gefäße erhalten sind – und sie dann mit den Resten eines Opferfeuers zu bedecken oder sie in die vorher in der Grube gesammelten Brandreste einzubetten. Die Spuren von verbrannten Knochen im Grabe von Ebbinghoff dürften von geopferten und verbrannten Tieren stammen.

Ungewiß ist die Bedeutung eines Fundes westlich der Straße Ramsberg-Metelen (Kat.-Nr. 165). Der Finder, Landwirt Lehnker, war beim Pflügen auf Widerstand gestoßen, so daß er sich entschloß, das Hindernis zu beseitigen. Nach seiner Schilderung fand er eine kleine Kammer aus vier etwas über kopfgroßen Findlingsbruchstücken, die von einem größeren Stein der gleichen Art zugedeckt war. Innerhalb dieser Steinsetzung soll das auf Tf. 17,7 abgebildete, mit seichten Stichreihenmustern verzierte Gefäßbruchstück gelegen haben. Leider war der Befund bei einer sofort nach Bekanntwerden erfolgten Ortsbesichtigung bereits gestört und der Acker schon wieder bestellt, so daß sich eine zur Klärung des Sachverhaltes erforderliche Nachgrabung nicht mehr vornehmen ließ. Es konnte jedoch festgestellt werden, daß die fünf Steinbrocken aus dem gleichen Material bestanden und daß die Bruchkanten noch verhältnismäßig frisch aussahen. Es ist möglich, daß die Steine Bruchstücke eines zu einem Großsteingrab gehörigen Findlings sind, der bei der Kultivierung des ehemaligen Ödlandes zerschlagen wurde. Eine so große Gefäßscherbe unterhalb oder in unmittelbarer Nähe der Gesteinstrümmer verleiht dieser Annahme eine gewisse Berechtigung. Gleichfalls aus dem Kirchspiel Schöppingen, wahrscheinlich aus der Bauerschaft Gemen, stammen die Reste eines Trichterbeckers, deren Fundumstände unbekannt sind (Kat.-Nr. 164a). Da größere Teile des Gefäßes beisammenlagen, ist es unwahrscheinlich, daß es sich dabei um Abfallmaterial aus einer Siedlung handelt. Man sollte annehmen, daß auch hier ein unerkanntes Flachgrab angegraben worden ist.

Die Keramik

Die ältesten Tongefäße Nordeuropas sind aus einigen mittelsteinzeitlichen Fundplätzen Dänemarks bekannt. Aber erst mit Beginn der jüngeren Steinzeit wurde die Töpferkunst allgemein verbreitet. In unserem Gebiet steht sie in Zusammenhang mit der Nordischen Megalith- oder Trichterbecherkultur. Diese Kultur hat nun keineswegs als einheitliches Ganzes einen in all ihren Bereichen gleichmäßigen Entwicklungsgang durchgemacht. Aus der Arbeit von E. Sprockhoff⁶ wissen wir, daß schon in der Dolmenzeit eine Expansion aus dem dänischen Kerngebiet begann, in deren Verlauf sich gut unterscheidbare Tochtergruppen in den südlichen Randgebieten entwickelten. Erste Vorstöße in den nordwestdeutschen Raum fanden gegen Ende dieser Periode statt, wie aus der Anwesenheit von wenigen einfachen und erweiterten Dolmen hervorgeht. Eine dichtere Besiedlung vollzog sich erst zu Beginn der Ganggrabzeit. In dem Gebiet beiderseits des Mittellaufs der Ems bildete sich als Ableger des Nordischen Kreises eine in sich geschlossene Kulturprovinz heraus, die wir – nach Sprockhoff – die „Emsländische“ nennen. Es scheint sogar möglich, das engere Ursprungszentrum der Neuankömmlinge zu erschließen. „Eine ganz besondere Note erhält der emsländische Kreis dadurch, daß seine Tonware die alte dänische Wickelschnurornamentik in reichster Weise fortentwickelt . . . Höchst beachtenswert ist auch, daß die Wickelschnurkeramik im nordischen Dolmenkreise kein Allgemeingut war, sondern nur eine verhältnismäßig seltene Erscheinung in beschränkten Gebieten, vornehmlich Südjütland und Schleswig. Auf diese kleine Keimzelle muß danach ein großer Teil der nordwestdeutschen Gruppe zurückgehen.“⁷ Sprockhoff unterscheidet innerhalb der Entwicklung der Keramik vier Stufen, die ihm zugleich als chronologischer Maßstab dienen. Er benennt seine Stufen nach der unechten, der gelockerten und der aufgelösten Wickelschnur und nach der entarteten, schlichten Ware. Als Grundlage zu der Einteilung dient ihm ausschließlich der typologische Vergleich. Eine stratigraphische Sicherung des Entwicklungsganges ist nur schwer zu gewinnen, da in den Riesensteingräbern als Folge der über einen langen Zeitraum andauernden Benutzung alte und junge Keramik auf Grund ihrer Lagerung nicht getrennt werden

⁵ A. E. van Giffen, *De Hunebedden in Nederland*, 1935. Dort die Beispiele Bronneger, Emmen, Exloo und Havelte. Ders., *Die Bauart der Einzelgräber*, *Mannus-Bibliothek* 44/45, 1930, Fundplatz Zeijen.

⁶ E. Sprockhoff, *Die Nordische Megalithkultur*, 1938.

⁷ E. Sprockhoff, *Megalithkultur*, S. 94.

kann. Demgegenüber entstammt der größte Teil des keramischen Materials aus dem Kreise Ahaus „geschlossenen Funden“; es unterliegt keinem Zweifel, daß die gemeinsam, in einem Flachgrab gefundenen Gefäße zur selben Zeit in den Boden gelangt sind. Funde dieser Art sind demnach vorzüglich geeignet, die nach typologischen Gesichtspunkten erarbeitete Ordnung auf den Grad ihrer Zuverlässigkeit zu prüfen.

Im Grabschacht von Schöppingen-Ebbinghoff (Kat.-Nr. 162) gehören drei unter insgesamt neun Gefäßen zur Gruppe der Trichterbecher (Tf. 11,1–3). In der Form machen sich deutliche Unterschiede bemerkbar. Verhältnismäßig gut gegliedert ist der verzierte Becher Tf. 11,3. Der schwach eingezogene Trichtertrand ist, wenn auch nicht scharf, so doch mit einem gut sichtbaren Knick von der Schulterpartie abgesetzt. Die Schulter ist wenig betont und geht mit stark gerundetem Umbruch in das leicht gebauchte Unterteil über; die Standfläche ist ziemlich klein. Die Verzierung besteht in einem am Halsknick ansetzenden und zwei Drittel des Unterteils bedeckenden Muster aus seichten, senkrechten Ritzlinien (Fransenmuster). Bei dem kleineren der beiden unverzierten Trichterbecher (Tf. 11,2) ist eine klare Trennung zwischen Hals und Schulter nicht möglich. Die Schulter ist vielmehr zu einem schmalen, in ungebrochenem Schwunge aus dem Hals hervorgehenden Absatz verkümmert. Dagegen ist der Umbruch zu dem leicht gewölbten Unterteil schärfer ausgeprägt als bei dem verzierten Gefäß. Bei dem großen Trichterbecher Tf. 11,1 endlich ist von der klassischen Dreiteilung des Typus in Hals, Schulter und Unterteil nichts mehr zu bemerken. Der hohe, steilwandige Hals ist von dem deutlich eingezogenen Unterteil lediglich durch einen wulstähnlichen Knick getrennt, der sich aus dem sanften Schwung der Wandung von Ober- und Unterteil ergibt. – Das zweihenklige Schultergefäß Tf. 11,5 verdient diese Bezeichnung nur noch mit Einschränkung. An den in eine schwach verdickte Lippe auslaufenden Rand schließt sich unten eine sehr wenig abgesetzte, stark hängende Schulter an, die in sanftem Bogen in das schwachbauchige Unterteil übergeht. – Bei dem vierhenkligen Topf Tf. 11,4 kann man die Abstammung von den Schultergefäßen nur noch ahnen. Hier ist die ehemals scharfe Dreiteilung einem ineinandergehenden Schwunge gewichen. Nur durch die Lage der Henkelösen ist der Schulterbeginn etwas markiert. – Gut profiliert ist dagegen die auf Tf. 11,6 abgebildete Kragenflasche, deren konisches Ober- und Unterteil in einem spitzwinkligen Umbruch aufeinandertreffen. Der Hals ist kurz geraten und mit einem plumpen, tiefsitzenden Kragen versehen. Die das Oberteil bedeckende Verzierung aus stumpfwinkligen, von senkrechten Linien begrenzten Sparren ist unregelmäßig und flüchtig eingeritzt. – Streng gegliedert ist die große Tasse Tf. 12,1. Die fast gerade Schulter ist sowohl von dem zylindrischen Hals als auch von dem sehr schwachbauchigen Unterteil deutlich abgesetzt. – Die beiden Kümpfe Tf. 12,2 und 3 sind schwach gebaucht und unverziert. Der kleinere ist mit warzenförmigen, der größere mit leistenförmigen Griffknubben versehen. – Neben diesen Gefäßen, in deren Formenschatz alle wichtigen Typen der emsländischen Tonware vertreten sind, enthielt das Grab noch einen „Backteller“ mit verdicktem Rand (Tf. 12,4), einen Schöpflöffel mit Griffzapfen (Tf. 12,5) und ein schlichtes kleines Beil (Tf. 12,6). Die letztgenannten Funde sind für die Datierung von geringem Nutzen, da sie für keine der von Sprockhoff herausgestellten Stufen charakteristisch sind.

Ein Blick auf die Gefäße von Schöppingen-Ebbinghoff zeigt, daß die meisten von ihnen unverziert und zudem in ihren Formen verflaut sind. Das gilt besonders für die beiden Henkelgefäße, die kaum einen Abglanz von der strengen Gliederung früherer Vorformen bewahrt haben. Desgleichen erweisen sich die beiden unverzierten Trichterbecher als ausgesprochene Kümmerformen. Sie vor allem, aber auch die beiden schlichten, etwas verflauten Kümpfe haben alle Kennzeichen ihrer Zugehörigkeit zur Endstufe der entarteten, unverzierten Ware nach Sprockhoff. Diesem Zeitansatz widersprechen der verzierte Trichterbecher, die Kragenflasche und auch die Tasse. Der Form nach sind ihnen noch die Merkmale der zweitjüngsten Stufe zu eigen, in der die Dreiteilung in Hals, Schulter und Unterteil zwar nicht mehr im strengen Sinne, aber dennoch gut erkennbar ausgeprägt war. Da an der Zusammengehörigkeit aller Gefäße nicht gezweifelt werden kann, ergibt sich, daß aus dem Kriterium der Form allein keine eindeutige Datierung zu erzielen ist. Gut profilierte Gefäße sind offensichtlich auch noch in der Endstufe der Trichterbecherkultur hergestellt worden. Was den Gesamtbefund als Endglied der keramischen Entwicklungsreihe ausweist, ist der völlige Mangel beziehungsweise die schlechte Qualität der Verzierung. Weder die Fransenlinien des Trichterbeckers noch die aufgelöste Verzierung der Kragenflasche verdienen noch die Bezeichnung „Tiefstich“; die kraftlose und unordentliche Anbringung der Muster verrät das nahe Ende eines überlebten Gestaltungswillens.

Den zweiten „geschlossenen“ Fund bilden die Gefäße aus dem Flachgrab von Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 163). Wiederum sind drei Trichterbecher vertreten (Tf. 13,1–3). Der Becher Tf. 13, 3 ist streng gegliedert; die Schulter ist mit deutlichem Knick gegen den etwas gekehlten Rand und das konische Unterteil abgesetzt. Der Halsknick ist mit einer waagerechten Reihe von ineinandergestellten kleinen Winkeln besonders betont. Den Unterteil bedeckt ein dichtes, in mäßigem Furchenstich ausgeführtes Fransenmuster.

Der Becher Tf. 13,1 ist von etwas weicherer, gefälliger Form. Der Rand ist dünn und weit nach außen gezogen. Die Schulter ist zwar gleichfalls gut ausgebildet; jedoch fällt sie steiler ab und biegt mit stumpfem Knick zu dem kleinbodigen Unterteil um. Eine seichte Ritzlinie am Halsansatz und daran angehängte, zwei Drittel des Gefäßkörpers bedeckende Fransen unterstreichen die Tektonik des Bechers. Von nachlässiger Formgebung ist das dritte Gefäß (Tf. 13,2). Wegen seiner Breite wirkt es plumper als die anderen. Die Schulter ist zu einem unbedeutenden Absatz verkümmert. Entsprechend grobschlächtig ist auch die Verzierung. Die vormals enggeschlossenen Stichreihen oder durchgehenden Ritzlinien sind durch unregelmäßige, locker gesetzte Einstiche nachgeahmt. Man erkennt die alte Tradition, fühlt aber ihr Ende, die völlige Auflösung, nahen. – Überraschend ist die sorgfältige Zierweise und die straffe Formgebung des Napfes mit Standring (Tf. 13,4). Der im oberen Viertel schwach eingezogene Gefäßkörper ruht auf einem steil kegelstumpfförmigen Standring, der – als selbständiges Bauelement – durch einen klaren Knick vom Ober- teil getrennt wird. Die Verzierung besteht aus waagerechten Furchen, in welche regelmäßige, senkrechte Einstiche eingetieft sind. In zwei verschiedenen breiten Zonen finden sich ferner senkrechte Fransengruppen in Furchenstichtechnik. – Zwei Kumpfe, der eine konisch geformt, der andere etwa halbkugelig, sind grob und unverziert (Tf. 13,5. 6).

In Anbetracht so großer Unterschiede in Stil und Dekor der Gefäße wird vollends offenbar, was sich schon bei der Betrachtung des Grabinventars von Schöppingen-Ebbinghoff andeutete: eine starre Gleichsetzung der vier Stilstufen mit ebensovielen Rubriken eines Chronologieschemas ist nicht gerechtfertigt. Wenn Sprockhoff auch darauf hinweist, „daß die dargelegte Abfolge weder auf stratigraphischen Profilen, noch auf verschieden zusammengesetzten geschlossenen Funden beruht, sondern lediglich eine typologische Ordnung auf Grund vernünftiger Überlegungen bietet“⁸, so muß beim Studium seiner Bemerkungen über die Tonware der Emsländischen Kulturprovinz dennoch der Eindruck entstehen, als ließe sich mit den seiner Stufeneinteilung zu Grunde liegenden verschiedenen Verzierungsarten eine im wesentlichen zuverlässige Einordnung in vier getrennte Zeitstufen durchführen. Daß das nicht zutrifft, zeigt ein Blick auf die Fundgesellschaft des Grabes von Schöppingen-Ramsberg. Der Napf mit Standring (Tf. 13,4) wäre wegen seines guten Profils, besonders aber wegen der Verzierung mit gelockerter Wickelschnur in die zweite Stufe einzuordnen. Etwa den gleichen Zeitansatz müßte man auch den Trichterbechern Tf. 13,1. 3 zubilligen, wobei neben einer recht ordentlichen Furchenstich- bzw. Ritzlinienverzierung besonders die gute Gliederung der Gefäße ausschlaggebend wäre. Der Becher Nr. 3 zeigt deutlich jene Steifheit, die dieser Stufe besonders eigentümlich sein soll. Demgegenüber wäre der Trichterbecher Tf. 13,2 ein typischer Vertreter der dritten Stufe. Seine Verzierung ist so sehr entartet und seine Form so verflaut, daß man ihn ganz an das Ende dieses Zeitabschnittes datieren möchte. Der Endstufe wären schließlich die beiden Kumpfe Tf. 13,5. 6 zuzuordnen, da sie unverziert sind. Die Unmöglichkeit, den vorliegenden geschlossenen Fund an Hand dieser Stufeneinteilung zu datieren, ist offensichtlich. Der Grund dafür liegt m. E. darin, daß Sprockhoff bei der Definition seiner Gliederung allzu stark betonte Zäsuren setzt, die den in Wirklichkeit kontinuierlichen Fluß der Entwicklung zerteilen. Es geht nicht an, einzelne Verzierungsarten und Formausprägungen aus der gleitenden Skala der keramischen Entwicklung auszusondern und als Spezifika einer festumrissenen Stufe herauszustellen. Damit soll nicht gesagt sein, daß auf das Mittel des typologischen Vergleichs überhaupt verzichtet werden sollte, wenn eine relative Chronologie auf andere Weise nicht zu erzielen ist. Unterläßt man es aber, dort klare Grenzen zu konstruieren, wo tatsächlich fließende Übergänge bestehen, wird man ein zwar weniger pointiertes, dafür aber zutreffenderes Bild des typologischen Ablaufs erkennen, in welchem auch unser Fundkomplex seinen Platz findet. Eine Reduzierung der von Sprockhoff vorgeschlagenen Gliederung im Sinne der obigen Ausführungen läßt folgenden Entwicklungsgang erkennen: Die Gefäßformen neigen anfangs zu behäbiger Bau- chigkeit. Allmählich verschwinden die Rundungen und weichen einer strafferen, steif-kantigen Profilierung, die dann im weiteren Verlauf immer mehr verflaut. Die Verzierung ist zuerst mit großer Sorgfalt angebracht, wird dann lockerer und seichter, um schließlich zu entarten. Nicht sicher ist m. E., daß unverzierte Stücke nur in der Endphase auftreten, wie Sprockhoff es darstellt. Man kann durchaus den Standpunkt vertreten, daß neben einer eigentlichen Grab- oder Prunkkeramik schon immer schlichte Nutzkeramik hergestellt und gelegentlich auch als Grabbeigabe verwendet worden ist. Bei fehlender Verzierung ist eine Datierung nach der Form zu versuchen. Ferner ist zu beobachten, daß die oben aufgeführten Entwicklungsstadien nicht schlagartig zugunsten der jeweils jüngeren aufgegeben worden sind. Typologisch ältere Gefäße, die mit typologisch jüngeren in geschlossenem Verband gefunden werden, könnten in allerdings sehr seltenen Fällen de facto älter sein, wenn sie z. B. einen Zeitraum von mehreren Generationen in Familienbesitz heil überstanden hätten. In Anbetracht der Zerbrechlichkeit des Materials muß jedoch in der Regel eine an-

⁸ Sprockhoff, Megalithkultur, S. 102.

nähernde Gleichzeitigkeit der Herstellung vorausgesetzt werden. Der scheinbare Altersunterschied ist damit zu erklären, daß gelegentlich oder auch vorwiegend noch „nach alter Mode“ weitergearbeitet worden ist, während ein jüngerer Stil schon ausgebildet war. Maßgeblich für den Zeitansatz ist in jedem Fall das eindeutig jüngste Stück eines solchen Fundkomplexes. Dementsprechend ist das hier in Rede stehende Flachgrab von Schöppingen-Ramsdorf in einen späten Abschnitt der Trichterbecherkultur zu datieren. Für diese Einordnung ist als sicher junges Stück der Trichterbecher Tf. 13,2 heranzuziehen. Weniger Gewicht ist auf die beiden unverzierten Kumpfe Tf. 13,5. 6 zu legen, da einerseits – wie schon erwähnt – das Indiz der Zierlosigkeit als nicht tragfähig für eine chronologische Bewertung erachtet und andererseits auch die Form dieser einfachsten aller Megalithgefäße nicht auf einen bestimmten Zeitabschnitt festgelegt werden kann. – Ebenfalls in die Endphase der Trichterbecherkultur ist das auf Tf. 17,7 abgebildete Gefäßbruchstück von Schöppingen-Ramsberg einzuordnen. Wenn auch nur das Unterteil für die Beurteilung zur Verfügung steht, dürfte doch die Weichheit des Schulter-Bauch-Profiles und die nur flach eingestochene Verzierung diesen Ansatz rechtfertigen. Ans Ende der Gefäßentwicklung gehört der unverzierte Trichterbecher aus Schöppingen-Gemen(?) (Kat.-Nr. 164a). Der verhältnismäßig breite, steilwandige Randteil ist von dem schwachbauchigen Unterteil nur durch einen kaum merklichen, leistenförmigen Absatz getrennt. Der Degenerationsprozeß ist so weit vorgeschritten, daß von den charakteristischen Merkmalen eines Trichterbeckers fast nichts mehr erhalten ist.

Neben diesen Keramikfunden, die wir teils mit Sicherheit, teils auf Grund gewisser Indizien als Grabbeigaben gedeutet haben, gibt es aus dem Kreise Ahaus noch weitere Gefäßscherben, die eher als Reste von Siedlungskeramik anzusehen sind. Den weitaus größten Teil davon nimmt eine Scherbenkollektion ein, die sich im Museum Vreden befindet und aus der Bauerschaft Köckelwick, Gemeinde Ammeloe, stammen soll (Tf. 14,1–53). Dieses Material ist insofern von nur geringem Wert, als über die Fundumstände keinerlei Nachrichten vorliegen. Es ist auch nicht sicher verbürgt, ob alle Stücke von einem einzigen Fundplatz stammen, oder ob es sich um die Ausbeute einer Sammeltätigkeit in einem größeren Bereiche handelt. Die Scherben selbst sind meist klein; sie lassen sich nicht zu größeren Gefäßteilen zusammensetzen, so daß über den Formvorrat nichts ausgesagt werden kann. Allerdings erweckt der überwiegende Teil der vorhandenen Randscherben den Eindruck, daß Trichterbecher oder steilwandige Schalen besonders stark vertreten gewesen sind. Aus der Kleinheit der Scherben und aus der Tatsache, daß sie nach Wandungsstärke, Machart und Verzierung einer großen Zahl von Gefäßen zugehören, darf geschlossen werden, daß es sich dabei um den Abfall eines Siedlungsplatzes handelt. In der Zierweise sind beträchtliche Unterschiede festzustellen. Unter den Scherben überwiegen diejenigen mit mehr oder minder sorgfältiger Tiefstichverzierung (Tf. 14,1–53), darunter vorherrschend solche mit zum Teil recht tiefem und regelmäßigem Furchenstich in waagerechten Reihen (Tf. 14,1–31). Bei einer größeren Anzahl Scherben ist diese Verzierung nicht umlaufend, sondern durch unverzierte Streifen metopen- oder schachbrettartig aufgegliedert (Tf. 14,1–11). Seltener tritt Furchenstich in senkrechter Reihung als fransenartige Verzierung auf (Tf. 14,32–36). Ein- und mehrfache Zickzackbänder, gelegentlich kombiniert mit waagerechten Stichreihen, zeigen die Scherben Tf. 14,37–48. Alle diese Muster sind mittels steil- oder flachgeführter Holz- oder Knochengeräte eingetieft, deren Arbeitenden meist dreieckig oder spitzoval, seltener halbkreisförmig oder stumpfrechteckig ausgebildet waren. Bei mehreren Scherben finden sich in den Furchen Reste einer weißen Einfüllmasse (Inkrustation), die wohl für alle Gefäße dieser Gruppe als ehemals vorhanden angenommen werden muß (Tf. 14,1. 4. 7. 15. 16. 19. 20. 26. 28. 33. 35. 36. 40. 43. 45. 48). Zur Keramik der Trichterbecherkultur zählt auch eine gut geglättete Scherbe mit einer waagerechten Doppelreihe von kornartigen Einstichen (Tf. 14,49); ferner zwei Scherben mit waagerechten, flüchtig angebrachten seichten Furchen (Tf. 14,50.51) und zwei mit senkrechten, tief eingerissenen Liniengruppen (Tf. 14,52. 53). Die übrigen auf Tafel 14 abgebildeten Gefäßbruchstücke gehören nach Machart und Verzierung nicht mehr in den Rahmen dieses Kapitels und werden weiter unten behandelt.

Über die Zeitstellung der einzelnen Scherben kann nichts Verbindliches ausgesagt werden, es sei denn, daß die große Masse des Materials in Anbetracht der Flachheit der Einstiche auf eine späte Phase der Trichterbecherkultur hindeutet. Es finden sich jedoch auch typologisch ältere Stücke, die sich durch tiefe und besonders saubere Furchenstichverzierung auszeichnen. Auf Grund der am Material des Flachgrabes von Schöppingen-Ramsberg angestellten Überlegungen muß es jedoch unentschieden bleiben, ob der vermutliche Siedelplatz, dessen einzige Spur das vorliegende Fundgut darstellt, auf längere Dauer oder nur für kurze Zeit bewohnt gewesen ist. – Zwei weitere Fundplätze im Kreisgebiet haben nur je eine kleine Scherbe mit Tiefstichverzierung geliefert. Im Bereich des Gräberfeldes von Nienborg-Wext (Kat.-Nr. 150) wurde eine knapp fingernagelgroße Scherbe geborgen, an deren einer Bruchkante Reste einer Reihe von tiefen Einstichen sichtbar sind. Von dem auch in späteren Zeiten immer wieder aufgesuchten Siedlungs- und

Bestattungsplatz von Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 164) stammt die auf Tf. 17,5 abgebildete Scherbe mit Resten von waagerechten und senkrechten Furchenstichreihen in sauberer Ausführung.

Die Geräte

Zu den technischen Errungenschaften, die durch die Trichterbecherleute in den nordwestdeutschen Raum gebracht wurden, gehört neben der Töpferkunst auch die Fähigkeit des Schleifens und Polierens von Werkzeugen aus Feuerstein und Felsgestein. In der mittleren Steinzeit waren Großgeräte in Form von grob zugehauenen Kern- und Scheibenbeilen aus Feuerstein fast ausschließlich in Nordeuropa in Gebrauch. In unserem Nordwestkreis scheint als Waffe zu Jagd und Kampf die Axt aus Hirschgeweih gedient zu haben. Wegen der Vergänglichkeit des Materials ist jedoch nur eine geringe Zahl dieser Geräte auf uns gekommen. Ihr Auftreten war nicht nur auf die mesolithische Periode beschränkt, so daß nicht entschieden werden kann, ob ein solches als Einzelfund geborgenes Stück aus Vreden (Tf. 4,1) in der mittleren oder der jüngeren Steinzeit hergestellt worden ist. Steinbeile sind in nennenswerter Anzahl erst gegen Ende des Mesolithikums in unseren Bereichen aufgekommen. Sie wurden aus Gründen der Arbeitersparnis vorwiegend aus annähernd walzenförmigen Flußgeröllen angefertigt, deren natürliche Gestalt nur noch geringer Korrekturen durch Menschenhand bedurfte. Vermittels der sogenannten Picktechnik, d. h. durch behutsames Beklopfen mit einem härteren Schlagstein, wurden diese „Walzenbeile“ in die gewünschte Form gebracht. Ein weiterentwickeltes Gerät dieser Art, das schon dem Neolithikum zuzurechnen ist, wurde in Estern-Büren gefunden (Tf. 6,3). Der dickovale Querschnitt und die sorgfältigen, den ganzen Beilkörper bedeckenden Spuren der Picktechnik verraten mesolithische Tradition. Der saubere Anschliff der Schneidenpartie zeigt jedoch, daß das Stück ans Ende der Entwicklungsreihe einzuordnen ist.

Als wirksame, auch für die Holzbearbeitung geeignete Werkzeuge kamen hierzulande geschliffene Beile aus Flint oder Felsgestein erst durch die Trichterbecherkultur in Gebrauch. In Fundzusammenhang mit Gefäßen dieser Kultur sind zumeist kleine, nur etwa 6 bis 12 cm lange, in ihrer Form stark variierende Beile gefunden worden. Von den im Kreisgebiet geborgenen Stücken gehört nur eines aus Felsgestein (Tf. 12,6) einem geschlossenen Funde an. Die große Menge der bekanntgewordenen Beile ist ohne nähere Fundbeobachtungen aufgesammelt worden, so daß eine sichere Zuweisung in einen bestimmten Abschnitt der Jungsteinzeit nicht unmittelbar getroffen werden kann. Neben dem genannten Exemplar, das eine annähernd rechteckige Form aufweist, kommen zahlreich solche von mehr trapezförmiger Gestalt sowohl aus Feuerstein (Tf. 5,5–8), als auch aus anderen Gesteinsarten vor (Tf. 6,1. 4–6). Seltener sind Beile in Form eines gestreckten Dreiecks (Tf. 6,7). Meist sind die Breitseiten nur schwach gewölbt, so daß sich bei der Mehrzahl der Stücke ein rechteckiger bis langovaler Querschnitt ergibt. Für die Altersbestimmung der Feuersteinbeile ist nach N. Åberg⁹ und K. H. Jacob-Friesen¹⁰ die Nackenbildung von Wichtigkeit. Danach zeichnen sich die Beile der ältesten Stufe durch spitze Form ihres Nackens, ferner durch stark gewölbte Breitseiten bei spitzovalem Querschnitt und durch starke Krümmung der Schneide aus. Beile dieser Art sind im Kreisgebiet nicht gefunden worden. Kennzeichnend für die zweite Stufe der Jungsteinzeit sind Beile, deren Breitseiten am Nacken gratartig in einer Linie zusammenlaufen. Man bezeichnet sie deshalb als dünnackig. Vermutlich gehört ein Beil aus Gronau (Tf. 5,1) zu dem Typus, wenngleich starke Beschädigungen der Nackenpartie eine verbindliche Aussage unmöglich machen. Die starke Wölbung der Breitseiten, die ohne Schmalseiten spitzwinklig aufeinanderstoßen, legt die Vermutung nahe, daß das Stück der vornehmlich in Westeuropa auftretenden Spielart der dünnackigen Beile zuzurechnen ist. In den Endabschnitt der Jungsteinzeit sind Beile mit „dickem“, d. h. in der Draufsicht quadratischem bis kurzrechteckigem Nacken einzuordnen. Ihre Breitseiten sind fast eben, so daß ein annähernd rechteckiger Querschnitt entsteht; die Schneiden sind nur schwach gewölbt. Gute Stücke dieser Gattung stellen die Beile Tf. 5,2. 4. 5 dar. Es fällt auf, daß nicht immer der ganze Beilkörper eine gleichmäßige, durch Schleifen erzielte Oberfläche aufweist, wie es bei dem Stück Tf. 5,8 der Fall ist. Häufig tritt noch stellenweise, besonders am Nacken, die ursprüngliche „gemuschelte“ Oberfläche des in Abschlagtechnik zugerichteten Rohbeiles zu Tage (Tf. 5,4. 7). Vielfach sind die Schmalseiten ganz ohne Schliff, wie bei dem Beil Tf. 5,5; gelegentlich ist nur die Schneidenpartie angeschliffen (Tf. 5,2). Neben diesen kleinen schlecht und recht gearbeiteten Stücken, die offenbar für den täglichen Gebrauch genühten, kommen vereinzelt größere und sorgfältig geglättete Beile vor, wie sie ein Stück aus Legden verkörpert (Tf. 5,3). – Weit unregelmäßiger in der Form und einer typologischen Einordnung deshalb weniger zugänglich sind die Beile aus kristallinem oder sedimentärem Felsgestein. Bei einigen, so etwa bei

⁹ N. Åberg, Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, 1918, S. 1ff.

¹⁰ K. H. Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte, 3. Auflage 1939, S. 47ff.

dem auf Tf. 6,5 abgebildeten, hat man den Eindruck, als seien sie aus Steinen hergestellt worden, die durch Abrollung in fließendem Wasser schon auf natürlichem Wege eine annähernd beilförmige Gestalt erhalten haben. Andere hat man offenbar ähnlich den Flintbeilen zuerst in Abschlagtechnik grob vorgefertigt und dann durch Schleifen in die endgültige Form gebracht (Tf. 6,4. 6). – Gute Werkmannsarbeit verrät ein bei Schöppingen gefundenes großes Beil aus kristallinem Gestein, das zum Zwecke einer unverrückbaren Schäftung mit einer sorgfältigen, breiten, rundum verlaufenden Rille versehen ist (Tf. 3,4). Da sich der Beilkörper zur Schneide hin verjüngt, die Vorderkante zudem stark gewölbt und verhältnismäßig stumpf gebildet ist, muß der Werkzeugcharakter des Stückes bezweifelt werden. Am ehesten dürfte eine Verwendung als Waffe in Frage gekommen sein.

Eine andere Gerätegattung sind die sogenannten Geröllkeulen. Sie sind aus geschlossenen Fundverbänden des Mesolithikums und des Neolithikums bekannt. Da die Ahauser Stücke als Einzelfunde geborgen worden sind, ist eine sichere Datierung nicht zu geben. Ich behandle sie im Zusammenhang mit der Trichterbecherkultur, weil die angewandte Bohrmethode, auf die noch eingegangen wird, einen späteren Zeitansatz unwahrscheinlich macht. Bei den Geröllkeulen handelt es sich um runde oder ovale, mehr oder minder abgeplattete Gerölle, die in der Mitte zumeist nach der Methode der Vollbohrung durchlocht sind. Nur ein Teil von ihnen entspricht den Vorstellungen, die wir mit dem Begriff „Keule“ verbinden, nämlich dem einer gestielten Schlag- oder Wurf-Waffe. Eine ganze Anzahl kann nicht in diesem Sinne erklärt werden, da die von Ober- und Unterseite vorgetriebenen trichterförmigen Bohrlöcher an der Stelle ihrer Vereinigung so eng belassen sind, daß ein Loch von sanduhrförmigem Querschnitt entstand, welches zur Aufnahme eines Holzschafes ungeeignet war. Nicht selten sind Gerölle, bei denen die beiderseitigen Bohrtrichter überhaupt nicht zu einem durchgehenden Loch vereinigt sind, wie es bei den im Kreise Ahaus gefundenen Stücken der Fall ist (Tf. 4, 3–5). Bei dem ungewöhnlich langgestreckten Gebilde Tf. 4,3 sind die beiden Bohrlöcher nicht genau gegenüberständig, sondern sowohl in Längs-, als auch in Querrichtung gegeneinander versetzt. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß der Hersteller das Mißgeschick in einem fortgeschrittenen Stadium seiner Arbeit bemerkt und das mißratene Gerät aus diesem Grunde unvollendet gelassen hätte. Dieser Erklärungsversuch darf jedoch nicht verallgemeinernd auf sämtliche nicht vollständig durchbohrten „Keulen“ übertragen werden. Der recht hohe Prozentsatz solcher Stücke widerspricht der Annahme, daß es sich dabei samt und sonders um „Ausschußware“ handle. Einen Hinweis auf die Verwendbarkeit gibt das auf Tf. 4,5 abgebildete Exemplar. Es ist annähernd rund geformt, der Querschnitt ist langoval. In der Mitte der einen Seite ist – offensichtlich durch Vollbohrung – ein trichterförmiges Loch eingetieft, während auf der gegenüberliegenden Seite nur eine flache, mittels Picktechnik angebrachte Delle sichtbar ist. Deutliche Kratz- und Schlagmarken rund um die Peripherie des Steines zeigen an, daß das Gerät über einen längeren Zeitraum in Benutzung gewesen ist, vielleicht als Schlagstein beim Abtrennen von Klingensabschlägen von einer Feuersteinknolle. Diese Tätigkeit verlangt eine hohe Treffsicherheit bei beträchtlicher Wucht der Schläge – vielleicht war das der Grund, den glatten Stein mit Vertiefungen zu versehen, damit er, von Daumen und Zeigefinger darin festgehalten, sicher geführt werden konnte. Für die Bestimmung des Alters der „Geröllkeulen“ ist die angewandte Art der Bohrtechnik von Bedeutung. Trichterförmige Löcher, wie sie unsere Keulen aufweisen, entstehen, wenn mit einem rundstabigen, massiven Holzpflock unter Zuhilfenahme von Sand oder Flintgrus und Wasser gebohrt wird. Dabei nutzt sich der Bohrpflock hauptsächlich an seiner Außenkante ab, der Durchmesser wird immer kleiner, so daß eine mulden- oder trichterförmige Vertiefung entsteht. Diese älteste Methode, einen Stein zu durchlochen, wurde erst in einer fortgeschrittenen Phase der Jungsteinzeit von der Technik der „Hohlbohrung“ abgelöst, mit der man erheblich schneller vorankam und ein glattes, fast zylindrisches Loch erzielte. Bei dieser Bohrweise wurde ein röhrenförmiger Pflock verwendet, z. B. ein Röhrenknochen oder ein trockener Holunderstab. Es wurde also nicht mehr das gesamte Volumen des Schaftloches ausgeschliffen, vielmehr blieb in der Mitte ein zylindrischer Bohrkern stehen, der zum Schluß herausfiel. Die Zeiterparnis gegenüber der Vollbohrung beläuft sich nach Bohrversuchen von Jacob-Friesen¹¹ auf etwa 32 Prozent.

Steinäxte und -hämmer sind bislang nur in einzelnen Exemplaren in sicherem Fundzusammenhang mit Gefäßen der nordwestdeutschen Trichterbecherkultur gefunden worden. Aus dem Kreise Ahaus sind entsprechende Typen nicht bekannt. An Kleingeräten aus Feuerstein ist eine Reihe von Typen in Gebrauch geblieben und weiterentwickelt worden, die schon in der Mittelsteinzeit geläufig waren. Insbesondere querschneidige Pfeilspitzen hat man in beträchtlicher Menge in den Großsteingräbern Nordwestdeutschlands und der Niederlande gefunden. Sie sind meist schlanker und etwas kleiner als ihre mesolithischen Vorbilder; die Seitenkanten schwingen häufig etwas ein (vgl. Tf. 10,3). Daneben spielen Rund- und Klingenschaber im Geräteschatz der Trichterbecherkultur weiterhin eine Rolle.

¹¹ K. H. Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte, S. 41.

Besiedlungsgeschichte

Die Ankunft der Trichterbecherleute in unserem nordwestdeutschen Bereiche ist – wie schon erwähnt – nicht als eine geschlossene, von einer zielstrebig vorrückenden großen Menschenmenge getragene Landnahme zu erklären. Gegen Ende der Dolmenzeit sind offenbar kleinere Bauerntrecks aus ihrer dänisch-jütländischen Heimat aufgebrochen und nach Zwischenstationen mit mehr oder minder langem Aufenthalt in einzelnen Abteilungen durch das Emsland bis in die Niederlande vorgedrungen. Ihre Hinterlassenschaften in Form von Großsteingräbern des Dolmentyps und altertümliche Tiefstichkeramik erscheinen in diesen Gebieten nur in sehr lockerer Streuung, während im übrigen die alteingesessene Bevölkerung der Jäger und Sammler weithin das Feld beherrschte. Erst in der Ganggrabzeit läßt sich der Strom der Zuwanderer deutlicher erkennen. Die Dichte der Fundplätze in einem breiten Gebietsstreifen, der dem Ursprungsbereich vom Südwesten bis zum Südosten vorgelagert ist, berechtigt zu der Annahme, daß die Zahl der Ankömmlinge schnell zunahm. Vielleicht sind diese Bauern nicht aus eigenem Antrieb aufgebrochen, um neues Siedlungsland zu suchen. Möglicherweise befanden sie sich auf dem Rückzug vor einem Volke, das von Süden oder Südosten in den Nordkreis einbrach. Sprockhoff denkt an eine Verdrängung der Trichterbecherbevölkerung durch die „Streitaxtleute“. Er schreibt: „Scharenweise muß die Megalithbevölkerung ihre Heimat verlassen haben. Große Teile wandern in das Emsland und nicht minder mächtige in das Saalemündungsgebiet, wogegen eine dritte Gruppe, der ein Ausweichen über die Elbe nicht möglich ist, sich stärker in das (schon vorher von den Megalithleuten recht dicht besiedelte) Dolmengebiet Mecklenburgs sowie nach Vorpommern und Rügen hinüberschiebt. Im Emsland und in Mitteldeutschland bilden sich nun selbständige Stämme, die ganz losgelöst vom Mutterland oder in nur lockerer Verbindung ihr eigenes Leben beginnen.“¹² Der neue Siedlungsraum in Nordwestdeutschland und Holland entwickelte sich in der Folge eigenständig weiter; ihm war offenbar eine längere Zeit der Ruhe und Konsolidierung vergönnt, ehe das Streitaxtvolk (von dem im nächsten Abschnitt gehandelt werden soll) nachsetzte und den endgültigen Untergang der Megalithkultur herbeiführte.

Innerhalb der skizzierten Gesamtsituation liegt das Gebiet des Kreises Ahaus in einem Grenzbereich. Alles deutet darauf hin, daß die von Norden einwandernden Megalithleute nicht sogleich bei ihrer Ankunft im Emsland bis hierher vorgedrungen sind. Dafür spricht einerseits das Vorhandensein von Siedlungsplätzen mit unvermischem, sehr spätem Mikrolitheninventar, andererseits der Mangel an frühen spitznackigen und dünnackigen Beilen. Das einzige vermutlich dünnackige Beil hat einen westeuropäischen Habitus und steht somit unserer Annahme nicht entgegen. Da auch die keramischen Funde die Merkmale des Niederganges aufweisen, darf man vermuten, daß die Träger der Trichterbecherkultur erst in der Endstufe bei uns erschienen sind.

Die Einzelgrab- oder Streitaxt-Kultur

In der älteren Ganggrabzeit wurde die Trichterbecherkultur in ihrem nordischen Kerngebiet von fremdartigen Erscheinungen abgelöst, die auf das Eindringen von neuen Bevölkerungselementen schließen lassen¹. Die archäologischen Hinterlassenschaften der Neuankömmlinge unterscheiden sich so klar von den vorherigen, daß man an ihnen deren Ausbreitung verfolgen kann. Die Eindringlinge nahmen auf der jütischen Halbinsel anfangs die Sandgebiete in Besitz; erst allmählich breiteten sie sich auf den schwereren Böden aus welche die Träger der Trichterbecherkultur als Ackerland innehatten. Nachdem sie, vielleicht auf Grund ihrer kriegerischen Überlegenheit, die Oberhand gewonnen und die megalithischen Bauern unterworfen oder vertrieben hatten, rückten sie in einer zweiten Phase im Endabschnitt der jüngeren Steinzeit in jene Gebiete ein, in welche die Trichterbecherleute ausgewichen waren. Wie die Funde zeigen, sind die Einzelgrableute auch in das Emslandgebiet eingedrungen. Aus dem Aufhören der megalithischen Kulturerscheinungen wird man wohl kaum auf eine Ausrottung der Trichterbecherleute schließen dürfen. Es ist vielmehr damit zu rechnen, daß sie in Abhängigkeit gerieten und das Kulturgepräge der Streitaxtleute übernahmen.

Von den verschiedenen Benennungen, mit denen die Forschung die Neuankömmlinge belegt hat, ist in neuerer Zeit der Name „Einzelgrabvolk“ bevorzugt worden. Er wird daraus abgeleitet, daß man die Toten einzeln unter Erdhügeln bestattete, im Gegensatz zu der megalithischen Gepflogenheit, nach welcher Generationen von Familienmitgliedern in einer gemeinsamen Grabkammer beigesetzt wurden. Eine zweite Bezeichnung, nämlich „Streitaxtvolk“, die den kriegerischen Charakter der neuen Bevölkerung unterstreicht, bezieht sich auf die gebräuchlichste Waffe, die Streitaxt, die in vielen Exemplaren aus Gräbern und Einzel-

¹² E. Sprockhoff, *Megalithkultur*, S. 151. Zusatz in Klammern von Verf.

¹ E. Sprockhoff, *Megalithkultur*, S. 151.

funden auf uns gekommen ist. Da auch auf Grund der Keramik eine Unterscheidung dieser Kultur möglich ist, verfiel man auf den Terminus „Becherkultur“, der auf die fast ausschließlich auftretenden, meist schlanken Gefäße mit flach S-förmigem Profil Bezug nimmt. Neuerdings tritt dieser Name zurück, da er zu Verwechslungen mit der andersartigen Trichterbecherkultur und der Glockenbecherkultur – auf die noch eingegangen wird – Anlaß gegeben hat.

Die Gräber

Die Grabbauweise ist in ihren wesentlichen Merkmalen über das ganze Verbreitungsgebiet einheitlich. Die Toten wurden unverbrannt in rechteckigen oder muldenförmigen Grabschächten bestattet. Beobachtungen weisen darauf hin, daß der Leichnam nicht ungeschützt, sondern in der Regel in Baumsärgen, seltener in Bohlen- oder Brettersärgen beigesetzt worden ist. Charakteristisch ist, daß über jedem einzelnen Toten ein flacher bis kuppelförmiger Hügel errichtet wurde.

Für die nordwestdeutsch-niederländische Provinz der Einzelgrabkultur ist die Sitte typisch, die Grabhügel mit hölzernen Umhiegungen in Form von Palisaden, Zäunen oder vieleckigen Blockwänden zu versehen. Auch einfache unregelmäßige oder kreisförmige Gräben sind als Grabumfassungen nachgewiesen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Maßnahmen kultischen Charakter gehabt haben. In wechselnden Ausprägungen ist die Sitte, Grabhügel sorgfältig zu umhegen, von der in Frage stehenden Zeit durch mehrere Perioden der Vorgeschichte zu verfolgen. Um das Band einer langen Tradition nicht willkürlich zu zerschneiden, sind die Friedhöfe mit „Kreisgraben“-Bestattungen in einem besonderen Abschnitt (Teil II dieser Arbeit, S. 72 ff.) im Zusammenhang behandelt worden². Dort findet sich auch die Beschreibung einer Grabanlage von Epe (Kat.-Nr. 52), die der Einzelgrabkultur zugehört (S. 81 ff.). Über weitere Bestattungsorte dieser Art liegen aus dem Kreisgebiet keine verwendbaren Nachrichten vor.

Die Keramik

Gut erhaltene Gefäße der Einzelgrabkultur gehören in Westfalen zu den Seltenheiten. Aus dem Kreisgebiet sind zwei vollständige Exemplare bekannt, von denen eines aus dem schon erwähnten Grabe von Epe stammt. Es handelt sich um ein unverziertes, etwa eiförmiges Gefäß mit kurzem, trichterartig ausladendem Rand und kleinem, deutlich abgesetztem Standfuß (Tf. 15,8a). Obwohl es nicht als typisch gelten kann – dafür ist die Form etwas zu plump und der Schwung der Wandung nicht elegant genug – bleibt es doch innerhalb der Variationsbreite der „Einzelgrabbecher“, wie sie E. Sangmeister definiert hat³. Ob aus der Zierlosigkeit und der wenig sorgfältigen Machart des Bechers ein zeitlicher Ansatz in die Spätphase der Kultur abgeleitet werden kann, ist vorläufig nicht zu entscheiden. – Reich verziert und von gefälligerer Form ist der zweite Becher, der auf dem „Kalvarienberg“ bei Heek zu Tage gekommen ist. Obgleich in den dürftigen Mitteilungen über die Auffindung von einem Grabhügel nicht die Rede ist, darf man auf Grund des verhältnismäßig guten Erhaltungszustandes vermuten, daß er aus einem Grabe stammt, zumal ein zweiter ganz in der Nähe gefundener, inzwischen verschollener Becher die Annahme eines Friedhofes noch wahrscheinlicher macht. Das Gefäß verrät in allen Einzelheiten den hohen Stand der endsteinzeitlichen Töpferkunst. Randteil und Bauch gehen in harmonischem Schwung ineinander über; der verhältnismäßig breite Boden ist deutlich abgesetzt. Die Verzierung mit waagerechten, sehr dichten Wickelschnurreihen ist sorgfältig angebracht. Der Aufbau wird durch zwei eingeschaltete Zonen mit Gittermuster auf dem Bauchumbruch besonders betont. Von gleicher Kunstfertigkeit spricht die ebenmäßige Stärke der Wandung und die gute Oberflächenbehandlung des unverzierten Gefäßfußes. Ungewöhnlich ist die Anbringung eines Henkels an einem Gefäß dieser Gattung. Offenbar handelt es sich um eine Zutat, die fremden Einflüssen entspringt. Bandförmige Henkel waren im Formenschatz der vorausgehenden Trichterbecherkultur verbreitet, so daß man an eine Entlehnung von dieser Seite denken könnte. Allerdings sind die megalithischen Henkel meistens gröber und viel stärker gekrümmt, als es bei dem Becher von Heek der Fall ist. Eine Übereinstimmung mit unserem Stück zeigt dagegen die Henkelbildung, wie sie gelegentlich an Gefäßen der Glockenbecherkultur vorkommt, die – südwesteuropäischen Ursprungs – in Belgien und Holland, in Süd- und Mitteldeutschland

² Die Herauslösung dieses Komplexes schien auch insofern empfehlenswert, als bei Ausgrabungen von Teilen eines solchen Friedhofs in Nienborg-Wext durch K. Hücke und Verf. eine Reihe von Problemen offenkundig wurde, deren eingehende Erörterung an dieser Stelle nicht möglich wäre, ohne den beabsichtigten Rahmen einer mehr allgemein beschreibenden Darstellung der vorgeschichtlichen Entwicklung des Kreises Ahaus zu überschreiten.

³ E. Sangmeister, Die Jungsteinzeit im nordmainischen Hessen, Teil III, Die Glockenbecherkulturen und die Becherkulturen, S. 58f.

in Hessen und im Rheinland weit verbreitet gewesen ist. Berücksichtigt man zudem die enge räumliche und zeitliche Nachbarschaft dieser Gruppe mit der Einzelgrabkultur, wird man einer Ableitung aus dem Glockenbecherkreis das größere Maß an Wahrscheinlichkeit zubilligen müssen.

Becherfragmente und Einzelscherben sind von mehreren Fundstellen im Kreisgebiet bekannt. Einer Vermutung H. Hoffmanns zufolge⁴ dürfte es sich dabei vorwiegend um Siedlungskeramik handeln. Auf den Scherben von Gronau (Kat.-Nr. 81) erkennt man ein Ornament, das dem des Bechers von Heek ähnelt (Tf. 10,10). Es liegt eine Imitation der Wickelschnurverzierung vor, die durch Einkerbungen von kommaförmigen Eintiefungen senkrecht zu einer eingeritzten Linie erzielt worden ist. Ein Auflösungsstadium dieser Zierweise stellt wohl die Aufreihung lockerer Einzeleinstiche dar, wie sie die Gefäßbruchstücke Tf. 10, 11 und 12 zeigen. Dagegen wecken die Scherben Tf. 10,13. 14 Reminiszenzen an die Technik des Furchenstichs, die in der Trichterbecherkultur vorherrschend war. Man ist versucht anzunehmen, daß hier eine Vermischung beider Strömungen stattgefunden hat. Genau das gleiche Bild zeigt die Scherbenkollektion von Ammeloe (Kat.-Nr. 31). Neben einwandfreier Megalithkeramik (Tf. 14,1–53) gibt es darin einen Becherrand mit ausgeprägter Wickelschnurverzierung aus zwölf umlaufenden, enggesetzten Schnurreihen, darunter Reste eines sorgfältigen Gittermusters (Tf. 14,54). Etwa 1 cm unter dem Rand befinden sich zwei kleine runde Durchlochungen (Schnurösen). – Eine Imitation dieser Zierweise läßt das Stück Tf. 14,55 erkennen. Es trägt ein Muster aus flüchtig eingerissenen Linien mit quergestellten, kommaähnlichen Einstichen (Stacheldrahtverzierung); sichtbar sind davon noch zwei waagerechte Reihen, darunter Reste von drei parallelen, schräglinks verlaufenden Reihen. Bemerkenswert ist eine kleine, dünnwandige Scherbe mit Zoneinteilung. Die Verzierung besteht aus einem sorgfältigen Fischgrätenmuster, das mit einem feingezähnten Gerät (Kamm oder Zahnstock) eingedrückt worden ist (Tf. 14,56). Daneben tritt eine Ware von gröberer Machart auf. Es erscheinen mittels eines flachgeführten Griffels eingestochene, aufrechtstehende Vertiefungen in Reihen (Tf. 14,57. 58), lanzettförmige, waagerechte Einstiche in unregelmäßiger Reihung (Tf. 14,60) und regellos oder in lockeren Reihen gesetzte Fingernageleindrücke (Tf. 14,59. 61–66). Eine wulstig profilierte Scherbe hat eine in den Rillen nachlässig angebrachte Fingernagelverzierung (Tf. 14,67); der Bodenansatz eines Gefäßes zeigt enggestellte Nagelkniffelung in Zickzackreihen (Tf. 14,68). – Vorausgesetzt, daß alle auf Tafel 14 abgebildeten Stücke – wie angegeben – von einem Fundplatz stammen, kann die Fundgesellschaft nur erklärt werden, wenn man in ihr ein Zusammentreffen von Elementen der Tiefstich-Keramik mit denen der Einzelgrab-Keramik erblickt, aus deren Verschmelzung sich eine Mischfazies entwickelt hat.

Große Vielfalt der Verzierungsweise zeigen auch die Scherben, die 1957 bei der Ausgrabung im älteren Teil des Friedhofs von Nienborg-Wext geborgen wurden (Tf. 45). Es ist nicht anzunehmen, daß die meist kleinen, zu vielen verschiedenen Gefäßen gehörigen Bruchstücke mit der Anlage des Friedhofs in Verbindung stehen. Sie fanden sich einzeln in allen Teilen der Grabungsfläche, sowohl in der durchpflügten Deckschicht als auch innerhalb der Kreisgräben und gelegentlich in der Füllung der Grabschächte. Es sieht vielmehr so aus, als stellten sie zusammen mit den gleichfalls weitflächig gestreuten Feuersteingeräten (Tf. 44, 1–15) die Reste einer alten Siedlung dar, die längst aufgegeben war, als in der älteren Bronzezeit mit der Herrichtung der ersten Grabanlagen begonnen wurde. Das bemerkenswerteste Stück ist die Scherbe eines Riesensbeckers (Tf. 45,19), der ehemals die Größe eines heutigen Wassereimers gehabt haben dürfte. Wie bei allen diesen Gebrauchsgefäßen ist die Machart grob und die Verzierung ungeschlachtet. Sie besteht aus nachlässig zurechtgekneteten Wulstreihen, zwischen denen Zonen mit schräggestellten Nagelkerben eingeschoben sind. Eines der Wulstbänder ist eng mit runden Fingertupfen belegt. Neben weiteren groben Scherben mit Wulstgrübchen (Tf. 45,14. 17. 18) oder tiefen Ritzlinien in waagerechter oder winkliger Anordnung (Tf. 45,11–13. 15. 16) tritt eine bessere Ware auf (Tf. 45,1–10). Sie ist meist gelb bis gelbbraun gebrannt und von feinkörniger, sich mehlig anführender Beschaffenheit. Darunter sind uns die Muster mit imitierter Wickelschnur- (Stacheldraht-) Verzierung (Tf. 45,7–10) schon aus dem Material von Gronau und Ammeloe bekannt. Offenbar entspringt auch die Verzierung mit regelmäßigen seichten Stichreihen (Tf. 45,6) derselben Wurzel. Eingeschnittene waagerechte Linienbänder (Tf. 45,3) oder Linien in Sparrenform (Tf. 45,5) sind weniger geläufig. Daneben sind verschiedene Arten von Stempelmustern vertreten. Die Randscherbe Tf. 45,1 zeigt außen die Eindrücke von sorgfältigen Kreisstempeln, während auf dem Innenrand eine Reihe von stehenden Halbbögen eingetieft ist. Ein zweites Randstück (Tf. 45,2) läßt Reste von zwei waagerechten Reihen flachbogenförmiger Einstiche erkennen. Auf dem kleinen Bruchstück Tf. 45,4 sind rautenförmige Eintiefungen in zwei Reihen sichtbar. – Aus einigen dunklen Grubenverfärbungen in der Profilwand einer Sandentnahmestelle in Hengeler-Wendfeld (Kat.-Nr. 115) stammen die auf Tf. 16,9 und 10 abgebildeten verzierten Scher-

⁴ H. Hoffmann, Die Stellung des Gräberfeldes von Datteln, Krs. Recklinghausen, im Rahmen der Kreisgrabenfriedhöfe. Germania 24, 1940, S. 184f.

ben sowie weitere, kleine, unverzierte Bruchstücke. Die Scherbe Nr. 9 zeigt wiederum das „Stacheldraht“-Motiv, diesmal in der typischen Ausprägung mit paarweise senkrecht zur Grundlinie eingestochenen Kommastrichen. Die zweite Scherbe erinnert an das Sparrenmuster von Nienborg, ist jedoch zu klein, um genauere Beobachtungen zuzulassen. Leider ist aus dem Scherbenmaterial dieser Siedlungsplätze kaum etwas über die Form der Gefäße zu ersehen, da die Bruchstücke zu klein sind und sich nur selten zu größeren Flächen zusammensetzen lassen. Lediglich an zwei Gefäßfragmenten von Gronau (Tf. 10,10. 12) kann man die Zugehörigkeit zur Becherform der Einzelgrabkultur einigermaßen erkennen. Für den Versuch einer Altersbestimmung auf Grund der Bechergestalt stehen somit nur die beiden erhaltenen Gefäße von Heek und Epe zur Verfügung. Beide Varianten sind gemäß der von K. W. Struve⁵ vorgelegten Typentabelle lange Zeit hergestellt worden.

Ergiebiger für die historische und chronologische Bewertung des Fundgutes erweist sich die Betrachtung der vorkommenden Verzierungsarten. Nach E. Sangmeister⁶ kann auf Grund der Verbreitung der „halb-langverzierten“ Becher eine westdeutsche Provinz der Einzelgrabkultur ausgesondert werden, die sich durch die Seltenheit von Streitaxtfunden in Gräbern von dem jütländischen Kerngebiet abhebt. Halbblange, d. h. vom Rand bis zur größten Gefäßbreite herabreichende Verzierung trägt der Henkelbecher von Heek; aber auch die fragmentierten Gefäße von Gronau gehören mit großer Wahrscheinlichkeit dieser Gruppe an. Ein weiteres Indiz für die Eigenart des westdeutschen Bereichs innerhalb der Einzelgrabkultur ist die Übernahme beziehungsweise das Wiederaufleben tiefstichkeramischer Elemente. Megalithische Traditionen sieht Struve⁷ wohl mit Recht in der Anwendung des Wickelschnur- und Stacheldrahtornaments. Eine gewisse Unsicherheit dieser Ableitung scheint allerdings darin zu liegen, daß echte Wickelschnurverzierung, wie sie uns auf dem Henkelbecher von Heek und einer Randscherbe von Ammeloe (Tf. 14,54) entgegentritt, in der Nordwestgruppe der Trichterbecherkultur verhältnismäßig selten und nach allgemeiner Ansicht nur in ihrem frühesten Stadium begegnet. Auf die weitere Entwicklung des Wickelschnurdekors wurde schon hingewiesen. Der Vorgang der allmählichen Verflauung wird durch einen Vergleich des Henkelbeckers (echte Wickelschnur, Tf. 17,10) mit den Bruchstücken von Gronau (imitierte Wickelschnur, Tf. 10,10) und etwa einem Scherben von Hengeler-Wendfeld (Stacheldrahtverzierung, Tf. 16,9) illustriert. Außer den genannten Affinitäten zur Trichterbecherkultur soll, nach Struve, die Sonderstellung der westdeutschen Einzelgrabkeramik auch auf eine stärkere Beeinflussung von seiten der westeuropäischen Glockenbecherkultur zurückzuführen sein. Wegen der zonenartig gegliederten Verzierung reiht er den Henkelbecher von Heek in seine Gruppe IV b (Becher mit einer Glockenbecherkomponente) ein⁸. Diese Zuweisung erfährt nach dem, was wir oben über die Herleitung der Henkelbildung gesagt haben, eine weitere Bekräftigung. – Neben der Wickelschnur und ihren Abarten ist eine Verzierung mit Tupfenornamenten im Fundmaterial des Kreises Ahaus besonders stark vertreten. Es kommen regelmäßig oder planlos verteilte Stempelmuster, Grübchen und Fingernageleindrücke vor. Die Datierung dieser als Siedlungskeramik bezeichneten Ware wird von Struve als glockenbecherzeitlich und jünger angegeben. Ebenfalls als späte Erscheinung sieht er völlige Zierlosigkeit an⁹. – Die ältesten Formen und Verzierungsarten der Einzelgrabkultur sind im Kreisgebiet nicht anzutreffen. Als frühester Zeitansatz für die „besseren“ Stücke kommt im Vergleich zu Dänemark und Jütland am ehesten ein mittlerer Zeithorizont in Frage. Die große Masse scheint jedoch einem noch jüngeren Abschnitt anzugehören; wahrscheinlich reicht sie in die erste Periode der Bronzezeit hinein.

Waffen und Geräte

Im dänischen Kerngebiet der Einzelgrabkultur spielen die Streitäxte als Grabbeigaben eine beherrschende Rolle. Ihre typologische Entwicklung bildet zusammen mit stratigrafischen Beobachtungen das Rückgrat aller relativ-chronologischen Erkenntnisse. Die Datierung der Keramikformen stützt sich im wesentlichen auf geschlossene Fundzusammenhänge von Streitäxten und Bechern. Demgegenüber gehören im westdeutschen Verbreitungsgebiet der Einzelgrabkultur solche Vergesellschaftungen zu den Ausnahmen. Streitäxte sind überhaupt selten und stammen in der überwiegenden Mehrheit aus Einzelfunden. Demzufolge ist eine nur auf das bodenständige Material gestützte typologische Gliederung schwer möglich und auch noch nicht versucht worden. Als Vergleichsmaßstab für die westdeutschen Axtformen dient deshalb gewöhnlich die

⁵ K. W. Struve, Die Einzelgrabkultur in Schleswig-Holstein, S. 43.

⁶ E. Sangmeister, Jungsteinzeit, S. 59 u. 139, Karte 18.

⁷ K. W. Struve, Einzelgrabkultur, S. 134f.

⁸ K. W. Struve, Einzelgrabkultur, S. 128 (dort fälschlich unter Niendorf-Heek).

⁹ K. W. Struve, Einzelgrabkultur, S. 52f.

von dem Dänen P. V. Glob¹⁰ eingeführte und von Struve¹¹ für Norddeutschland modifizierte Typeneinteilung.

Ein Überblick über die im Kreise Ahaus gefundenen Äxte zeigt, daß charakteristische „jütische“ Streit-äxte selten sind und verflaute Formen überwiegen. Das gefälligste Stück ist eine schlanke, rundnackige Hammeraxt aus Wüllen (Tf. 3,1). Der langgestreckte Körper verjüngt sich fast geradlinig zum Nacken, die Schneide läßt in kräftigem kurzem Bogen nach unten aus. Die seitlichen Verdickungen zur Verstärkung der Schaftlochpartie schwingen in gleichmäßiger Rundung nach außen. Der Habitus zeigt die Merkmale des ältesten Axttyps der Einzelgrabkultur, der Variante A 1 nach Struve. Eine Besonderheit, auf die später noch eingegangen wird, zeigt sich darin, daß der Axtkörper nicht gleichmäßig gerundet, sondern durch besondere Schleifmethoden vieleckig gestaltet ist. Eine ähnliche Oberflächenbehandlung läßt auch eine kleine Streitaxt aus Alstätte (Tf. 1,2) erkennen. Die Schaftlochverstärkungen sind in diesem Falle nicht rundbogig, sondern scharflappig ausgezogen. Die unsymmetrische und plumpe Gestalt der Schneidenpartie ist offensichtlich nicht gewollt, sondern erst durch mehrfaches Nachschleifen verursacht. Die ursprüngliche Länge dürfte etwa 1 cm größer gewesen sein, wie sich aus der Lage des Schaftloches im früheren Schwerpunkt des Stückes abschätzen läßt. – Zwei Äxte lassen sich trotz ihrer etwas „verwaschenen“ Gestalt in die Gruppe der ungeschweiften Äxte (Gruppe C nach Struve) einordnen. Dieser Typus ist durch geradlinige Ober- und Unterkanten ohne Ausladung der Schneide gekennzeichnet; der Querschnitt wie auch die Nackenbildung ist rechteckig oder quadratisch. Die Axt aus der Umgebung von Ahaus (Tf. 1,1) ist ein etwas plump geratener Vertreter der Variante C 2; ihre Schaftlochverstärkung ist nicht durch eine scharfkantige oder runde Verdickung, sondern dadurch gebildet, daß die seitlichen Bahnen des Schneiden- und Nackenteiles geradlinig und in stumpfen Winkeln aufeinandertreffen. Die Axt aus Ammeloe (Tf. 1,3) kann trotz des fehlenden Nackens als zur Variante C 3 gehörig bezeichnet werden, für die eine rundbogige Schaftlochverstärkung typisch ist. Sie ist insofern merkwürdig, als sie aus weichem Kalkmergel hergestellt und somit für eine praktische Verwendung ungeeignet gewesen ist. Mehrere Äxte, deren Schaftloch nicht in der Mitte, sondern in Nackennähe angebracht ist, gehören der Gruppe K an oder stehen ihr nahe. Durch weidenblattförmige Gestalt bei streng rechteckigem Querschnitt erweist sich eine Axt aus Hengeler-Wendfeld (Tf. 2,1) als ein gutes Exemplar der Variante K 6. Bei dem Stadtlohner Stück (Tf. 2,7), dessen Seiten stärker gewölbt und dessen Kanten abgerundet sind, dürfte es sich um ein verflautes Exemplar der gleichen Gattung handeln; ein kleines Bruchstück aus Heek (Tf. 1,6) ist dazu zu zählen. Dagegen muß die Zuweisung einer unregelmäßig geformten Axt aus Legden (Tf. 2,2) fraglich bleiben. Bei einer kleineren, ebenfalls in Legden gefundenen Axt mit hochrechteckigem Querschnitt glaubt man andeutungsweise eine Einschnürung der Nackenpartie bemerken zu können, so daß wir sie mit Vorbehalt in die Gruppe K 5 einstufen. – Zwei grobe „Arbeitsäxte“ aus Estern-Büren (Tf. 1,5) und unbekanntem Fundorts (Tf. 3,3) sowie ein kleines hammerähnliches Stück aus Schöppingen (Tf. 2,6) entziehen sich der typologischen Einordnung, desgleichen eine im Schaftloch abgebrochene und erneut durchbohrte Axt mit sekundärem plattem Nacken aus Nienborg (Tf. 2,4). – Ungewöhnlich massig wirkt eine große Hammeraxt aus Wüllen (Tf. 3,2). Der runde Querschnitt und die flachbogige Schaftlochverstärkung bringt sie in die Nähe der Äxte vom Typ A; auch die knaufartige Verdickung des Nackens würde dahin passen. Es fehlt jedoch die übliche Auslappung der Schneide; auch die gedrungene Gestalt des Körpers läßt sich in der normalen Variationsbreite des Typs nicht unterbringen.

Für eine zeitliche Bestimmung kommen nur diejenigen Streitäxte in Frage, die sich in das von Struve vorgelegte Schema einordnen lassen. In Ermangelung eines auf dem eigenen westfälischen Fundmaterial aufgebauten Chronologiesystems stellt die Anlegung eines ortsfremden Maßstabes eine Notlösung dar, die nicht ganz unbedenklich ist. Es ist ja nicht sicher, daß die westdeutschen Äxte, die Stücken aus Schleswig-Holstein oder Jütland gleichen, diesen auch zeitlich parallel laufen. Die mehrfach festgestellten Verflauungserscheinungen deuten vielleicht auf ein gewisses Zeitgefälle zwischen dem „Mutterland“ und dem „Kolonialgebiet“ der Einzelgrabkultur. So kann eine Datierung nur unter Vorbehalten versucht werden. Nach den für Schleswig-Holstein zutreffenden Forschungsergebnissen¹² würden die C-Äxte von Ahaus und Ammeloe (Tf. 1,1,3) ein verhältnismäßig frühes Eintreffen von Elementen der Einzelgrabkultur in unserem Kreise bezeugen. Die Streitäxte mit nackennahem Schaftloch (K-Äxte) stellen bei uns das größte Kontingent. Der Typus bildet das Endglied der Entwicklung. Das Fehlen von Bindegliedern zwischen der älteren (C-) und jüngeren (K-) Fazies kann auf einer Beobachtungslücke oder einem Hiatus zwischen zwei Einwanderungshorizonten oder auf der Möglichkeit beruhen, daß die Ahauser Exemplare des Typus C späte Vertreter ihrer Gattung und überhaupt nur wenig älter als die K-Äxte sind.

¹⁰ P. V. Glob, Studier over den jyske Enkeltgravkultur. Aarbøger 1944, S. 15 ff.

¹¹ K. W. Struve, Einzelgrabkultur, S. 13 ff.

¹² K. W. Struve, Einzelgrabkultur, S. 34 ff.

In den beiden schon erwähnten Streitäxten von Wüllen (Tf. 3,1) und Alstätte (Tf. 1,2), die als Besonderheit eine facettierte Oberfläche besitzen, fassen wir die Zeugen für eine Verbindung unseres westdeutschen Bereiches mit den östlichen Nachbargebieten. Die facettierte A-Axt von Wüllen ist am ehesten mit ähnlichen Stücken aus Mitteldeutschland und dem nordwestlichen Harzvorland zu vergleichen; möglicherweise ist sie von dort auf dem Handelswege zu uns gekommen. Die schmalschneidige Axt von Alstätte stellt eine jüngere Variante dar. Sie ist ein weiterer Beweis, daß zum Bereich der mitteldeutschen Variante der Einzelgrabkultur, der Schnurkeramik, Verbindung bestanden hat.

Über die im Kreise Ahaus beheimateten Beilformen ist schon oben berichtet worden (S. 22f). Wir haben sie deswegen in dem Kapitel über die Trichterbecherkultur im Zusammenhang betrachtet, weil ohne Kenntnis von Beifunden eine sichere Absonderung der einzelgrabzeitlichen Stücke nicht möglich ist. Im Kreisgebiet sind überhaupt nur zwei Beile in bestimmbarem Fundzusammenhang aus Gräbern bekannt; alle übrigen wurden einzeln im Gelände aufgelesen. Eines der Gräber mit Beilbeigabe ist das Einzelgrab von Epe (Kat.-Nr. 52). Das Beil (Tf. 15,8b) besteht aus grauweißem Feuerstein. Seine Schneide ist geradlinig und scharf geschliffen, der übrige Körper grob zurechtgehauen und nachlässig überschliffen, der Nacken dick und unregelmäßig. Das Stück weist somit in Form und Bearbeitung alle Merkmale auf, die Struve als typisch für die Einzelgrabbeile ansieht¹³.

Als weitere Beigabe enthielt das Grab von Epe eine flachgebogene Feuersteinklinge mit trapezförmigem Querschnitt (Tf. 15,8c). Der dünnblattige Schneidenteil ist fast rundum mit einer zarten Retuschierung versehen. Ein ähnliches Stück liegt aus Schöppingen vor (Tf. 17,1). Es unterscheidet sich jedoch insofern, als die Retusche nur auf einer Langseite kleinmuschelartig, auf der anderen aber steil und kräftig ausgeführt ist. Ein dritter Beleg stammt aus Ammeloe (Tf. 16,6). Er besteht aus einem besonders kräftigen, fast symmetrischen Feuersteinspan und weist im Gegensatz zu den anderen Klingen keine Randretusche auf. Möglicherweise ist eine ebenfalls in Schöppingen gefundene unregelmäßige Klinge mit schwacher Teilretusche auf einer Langseite anzuschließen (Tf. 17,2). Es könnte sich um ein mißlungenes oder bei der Benutzung zerbrochenes Stück handeln. Für gewöhnlich werden diese Gebilde als Messer angesehen; man kann aber auch an eine Benutzung als Feuerschläger denken. Die Zeitstellung ist nicht genau zu umreißen, doch sollen retuschierte Stücke spät, unretuschierte früh anzusetzen sein.¹⁴ – Als Säge möchte man eine kräftige, im Querschnitt dreieckige Klinge aus Schöppingen bezeichnen (Tf. 17,3). Die eine Langseite ist durch Abdrücken bogenförmiger Absplisse auf ganzer Länge gezähnt, während der Rücken grob und zerklüftet belassen wurde. Da die Zähnung nicht sonderlich regelmäßig ausgefallen ist, kommt auch vielleicht eine Verwendung als Feuerschläger in Frage.

Pfeilspitzen verschiedener Formen sind von zwei Fundplätzen überliefert. Auf dem inzwischen abgetragenen Lusberg bei Stadtlohn (Kat.-Nr. 183) wurden neben den mesolithischen Feuersteingeräten drei Pfeilspitzen der Jungsteinzeit aufgesammelt. Eine davon (Tf. 8,9) ist ziemlich plump geformt, Langseiten und Basis sind kräftig gewölbt. Ein zweites Stück (Tf. 8,12) ist dagegen dünn und zierlich. Die eigentliche Spitze ist scharf, die Seiten sind flach gebogen. Die Basis ist stark konkav ausgebildet, so daß zwei spitze Widerhaken entstehen, von denen einer alt abgebrochen ist. Die dritte Pfeilspitze (Tf. 8,10) ist ebenfalls sorgfältig gearbeitet, wobei die Widerhaken nicht ganz die gleiche Schärfe aufweisen. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß aus der Basis ein kurzer Schaftdorn herauswächst, eine Eigentümlichkeit, die nicht zur Einzelgrabkultur gehört, sondern auf Einflüsse westeuropäischer Kulturen, in unserem Falle am ehesten der Glockenbecherkultur, zurückgeht. – Eine in Nienborg-Wext gefundene Spitze (Tf. 44,3) gehört zu dem schon beschriebenen Typ mit konkaver Basis, reicht in der Qualität der Ausführung jedoch nicht an das entsprechende Stadtlohner Stück heran. – Aus der Profilwand eines halbzerstörten mächtigen Grabhügels bei Ammeloe wurde ein kleines Feuersteingerät herausgezogen, das vielleicht auch als Pfeilbewehrung verwendet worden ist (Tf. 16,5); es muß als atypisch bezeichnet werden.

Als Spezialgerät für die Herstellung gleichmäßig rundstabiger Pfeilschäfte aus Holz wurden von den Einzelgrableuten kleine mit Längsrinnen versehene Schleifsteine benutzt. Der Verwendungszweck wird daraus erschlossen, daß gelegentlich zwei solcher Steine zusammen gefunden werden, deren mit je einer Rinne versehene Flachseiten genau klappsymmetrisch aufeinanderpassen. Vier zusammengehörige Bruchstücke eines solchen „Pfeilglätters“ aus körnigem Sandstein wurden in Schöppingen-Ramsberg aufgesammelt (Tf. 17,6). Zusammen mit den übrigen Fundstücken, die im Laufe mehrerer Jahre auf demselben Acker aufgelesen wurden (Tf. 17,1–4), deuten sie auf einen Siedlungsplatz hin.

¹³ K. W. Struve, Einzelgrabkultur, S. 60 u. Anm. 328.

¹⁴ K. W. Struve, Einzelgrabkultur, S. 64.

Besiedlungsgeschichte

Daß das Eindringen der Einzelgrabkultur in den megalithischen Siedlungsbereich als eine Einwanderung neuer Bevölkerungselemente anzusehen sei, wurde schon angegeben. Sicherlich hat der Strom der Einwanderer nicht alle Gebiete Nordwestdeutschlands in gleicher Dichte erreicht. Man muß damit rechnen, daß sich Teile der älteren Bevölkerung über einen längeren Zeitraum gehalten haben; es sieht so aus, als ob die Einzelgrableute erst allmählich den ganzen Trichterbecherkreis unter ihren Einfluß brachten. Die Bodenfunde lehren, daß das Erscheinen der Einzelgrableute nicht mit einem Verschwinden der megalithischen Erscheinungen einherging; von einer vollständigen Ausrottung der früheren Einwohner kann keine Rede sein. Man führt vielmehr gewisse Unterschiede, durch die sich die nordwestdeutsche Provinz der Einzelgrabkultur von ihrem jütischen Kerngebiet abhebt, gerade darauf zurück, daß eine Vermischung alter und neuer Kulturelemente stattgefunden hat. Dabei ist allerdings nicht zu entscheiden, ob sich darin schon eine blutmäßige Vermischung beider Bevölkerungsteile ausdrückt, oder ob die Neuankömmlinge lediglich megalithische Eigenarten in ihren Formenschatz übernommen haben.

Neben diesen beiden Grundkomponenten, welche das Erscheinungsbild der nordwestdeutschen Gruppe der Einzelgrabkultur bestimmen, machen sich starke Impulse seitens der westeuropäischen Glockenbecherkultur bemerkbar (siehe S. 27). Es steht noch in Frage, ob diese durch Handelsbeziehungen und Ideeninfiltration den Weg hierher gefunden haben, oder ob sie durch Träger dieser Kultur ausgelöst worden sind. Trifft die zweite Möglichkeit zu – dafür spricht unter anderem, daß in Schleswig-Holstein reine Glockenbecher-Fundkomplexe auftreten – so hält die Intensität dieser Einwanderung einem Vergleich mit der Expansionskraft der Einzelgrableute nicht stand. Es dürfte sich vielmehr um kleinere Gruppen von Zuwanderern und um eine Durchquerung unseres Gebietes gehandelt haben.

Einzelne Züge der geschilderten Entwicklung, wie sie mit geringfügigen Schwankungen in den Niederlanden und Nordwestdeutschland westlich der Weser vor sich gegangen ist, werden auch am Fundmaterial des Kreises Ahaus deutlich. Nach Ausweis der Streitäxte vom Typus C dürfte das erste Auftreten der Einzelgrabkultur zu Anfang ihrer Entwicklung erfolgt sein. Für die Spätzeit ist ihre Anwesenheit durch die größere Zahl von K-Äxten belegt. Da Axttypen eines mittleren Horizontes fehlen (siehe S. 28), taucht die Frage auf, ob daraus auf eine Unterbrechung im Vordringen, also auf zwei getrennte Wellen geschlossen werden darf. Sie kann nicht beantwortet werden, da eine Beobachtungslücke nicht auszuschließen ist. Für das Fortleben megalithischer Elemente geben die mit echter Wickelschnur verzierten Gefäße ein Beispiel ab. Megalithisches Erbe verrät auch die Ornamentierung der Gefäße mit nachgeahmter Wickelschnur und dem daraus abzuleitenden Stacheldrahtmuster. Die hauptsächlich auf Siedlungskeramik vertretene Zierweise durch tiefeingedrückte Stempel- und Tupfenreihen dürfte am ehesten als späte Entwicklungsform des Furchenstichs zu deuten sein.

Hinweise für eine Berührung mit der Glockenbecherkultur gibt uns außer dem Auftreten der Pfeilspitze mit Schaftdorn vor allem die zweifach belegte Verzierung durch sogenannte Zonenmuster. Auch die Anbringung eines Bandhenkels an einem S-förmig geschweiften Becher glauben wir auf entsprechende Vorbilder in der Glockenbecherkultur zurückführen zu müssen. Das Fehlen reiner Glockenbecher sowie der charakteristischen Armschutzplatten, die sehr oft mit einem Glockenbecher zusammen eine Grabausstattung bilden, läßt vermuten, daß unser Gebiet abseits der großen Verbindungswege gelegen hat und daß die beschriebenen Fremdformen vielleicht erst „aus zweiter Hand“ hierher vermittelt worden sind.

Für die Vielfalt wechselseitiger Beziehungen, die zwischen den endsteinzeitlichen Kulturen Mitteleuropas bestanden haben, zeugt auch die Anwesenheit von facettierten Streitäxten, wie sie für den Kreis der mitteldeutschen Schnurkeramik typisch sind. Da weitere Fundstücke dieser Kultur – zumal keramische – bei uns fehlen, ist ein Bevölkerungszuzug nicht anzunehmen. Die leicht transportablen Äxte dürften auf dem Handelswege in den Kreis Ahaus gekommen sein, wenn sie nicht Nachahmungen mitteldeutscher Formen sind.

DIE ÄLTERE BRONZEZEIT

Schon während des mittleren Abschnitts der Jungsteinzeit Nordeuropas war in den mittelmeerischen Ländern die Gewinnung, Verhüttung und Bearbeitung von Metallen weit verbreitet. Einzelne Schmuck-sachen und Geräte aus Kupfer oder Gold sind schon zu dieser Zeit nach dem Norden gekommen, ohne in-dessen das althergebrachte Werkmaterial, den Stein, verdrängen zu können. Immerhin gibt es Belege, daß Waffen und Geräte aus Kupfer und Bronze großen Anklang gefunden haben; denn man hat versucht, sie in Ermangelung eigener Metallvorkommen in Stein nachzuahmen. Ein Beispiel dafür bieten Streitäxte der Einzelgrabkultur. An vielen Stücken kann man beobachten, daß über die ganze Länge eine schmale,

geradlinige Leiste verläuft, die aus dem Axtkörper herausgeschliffen ist. Diese Leisten stellen die steinerne Umgestaltung von Gußnähten dar, wie man sie auf importierten Metalläxten kennengelernt hatte.

Die eigene Herstellung von Metallgerät wurde dadurch erschwert, daß in Nordwestdeutschland keine Kupfer- und Zinnerze vorkommen. Alles Rohmaterial mußte auf dem Tauschwege erworben werden, und wenn nicht begehrte Tauschmittel zur Verfügung standen – wie in Jütland der Bernstein oder im Lüneburger Bereich das Salz –, konnte der Übergang zur Bronzezeit nur zögernd vor sich gehen.

Frühbronzezeitliche Steingeräte

Selbst in den Gebieten, wo man größerer Mengen an Bronze geräten habhaft werden konnte, gaben sich die Hersteller der altbewährten Flintgeräten nicht sogleich geschlagen. Vielleicht war es der Konkurrenzkampf mit dem Metall, der sie zu besonderen Anstrengungen anspornte und eine Blüte des Feuersteinhandwerks herbeiführte. Den Höhepunkt der Steinbearbeitung bildeten formvollendete Dolche, die besonders in Dänemark, weniger zahlreich in Schleswig-Holstein, in Gräbern und Einzelfunden auftauchen. Nach Süden und Westen dünnt ihr Vorkommen aus; in Westfalen sind nur einige gute Exemplare gefunden worden. Nicht gerade allerbeste Qualität, aber doch sehr solide Arbeit zeigt der einzige Dolch aus dem Ahauser Kreisgebiet. Er wurde (höchstwahrscheinlich von dem Dortmunder Museumsdirektor Baum) bei Legden ausgegraben, ohne daß irgendwelche Nachrichten über die Fundumstände übermittelt sind. Der Dolch (Abb. 1) besteht aus hellgrauem, schwach bläulich geädertem Feuerstein. Seine weidenblattförmige Klinge ist flächendeckend mit flachmuscheligen Retuschen bedeckt, wobei die Schneidenkanten besonders sorgfältig hergerichtet sind. Der Griffteil ist etwas verdickt und wenig sorgfältig bearbeitet. Der Grund dafür dürfte darin zu suchen sein, daß dieses Stück ursprünglich von einem Holzgriff verdeckt war, etwa in der Art, wie es bei dem Dolch von Wiepenkathen, Krs. Stade¹, der Fall ist.

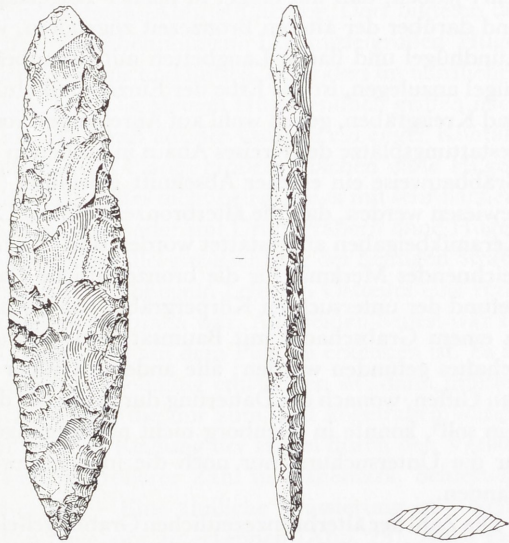


Abb. 1. Flintdolch von Legden, Kat.-Nr. 124b. M. 1:2.

Es ist kein Zweifel, daß steinzeitliche Waffen und Geräte weiterhin hergestellt wurden, obwohl der Bronze- guß immer mehr an Einfluß gewann. Vor allem die gedornen und die „herzförmigen“ Pfeilspitzen sind noch lange in Gebrauch geblieben. Man glaubt diesen Umstand damit begründen zu können, daß gerade bei Geschossen besonders stark mit einem Verlust gerechnet werden mußte, so daß man die Pfeile nicht mit kostbaren Bronzespitzen, sondern mit leichter zu beschaffenden Schneiden aus Feuerstein bewehrte.

Auch die Herstellung von Geräten aus Felsgestein ist nicht so schnell zum Erliegen gekommen. Eine ganze Anzahl von Beilen dürfte noch angefertigt worden sein, als man die Metallbearbeitung schon allgemein beherrschte. Ihre Datierung erweist sich als schwierig, da sie meist einzeln und ohne sichere Beobachtung der Fundlage geborgen worden sind. Glücklicher liegen die Verhältnisse bei den späten Hammeräxten mit gebogenem Nacken. Der Typus zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Uniformität aus, so daß man vermuten möchte, sie wären allesamt in einem kleinen Herstellungszentrum geschaffen worden. Gemeinsam ist ihnen der namengebende abwärts gebogene, zylindrische Nacken mit der mäßig gewölbten Nackenplatte, die kugelige Schaftlochverstärkung und die deutlich nach oben und unten verbreiterte, schwach bogenförmige Schneide. Zwei gute Exemplare sind – wiederum als Einzelfunde – aus Nienborg und Wessendorf bekannt (Tf. 2,5. 8). Für die Datierung dieses Typs ist eine Axt aus Baexem in Midden-Limburg, Niederlande, von Bedeutung². In ihrem Schaftloch hatten sich durch günstige Lagerungsverhältnisse Reste des Holzstieles erhalten. Die Untersuchung ergab, daß der Schaft an der Oberseite durch eine runde Bronzeplatte abgeschlossen war, durch welche man zur besseren Verkeilung des Holzes im Schaftloch eine Anzahl von Bronzenägeln hindurchgetrieben hatte. Dadurch ist der schon vorher vermutete Zeitansatz in die Bronzezeit nachgewiesen. Neben den genannten Äxten „mit gebogenem Nacken“ gibt es im Kreisgebiet noch ein weiteres

¹ A. Cassau, Ein Feuersteindolch mit Holzgriff und Lederscheide aus Wiepenkathen, Kr. Stade. Mannus 27, 1935, S. 199.

² F. C. Bursch, Een steenen Hamer uit Midden-Limburg. Oudheidkund. Mededeelingen, Nieuwe Reeks XXI, 1940, S. 16.

Stück, das zwar ebenfalls den charakteristischen hängenden Kegelstumpfnacken aufweist, im übrigen jedoch nicht unmittelbar an den beschriebenen Typus angeschlossen werden kann. Die in Heek (Tf. 1,4) gefundene Axt hat nicht den rundlichen Schaftlochwulst, sondern geradlinig zur Schneide hin verlaufende Breitseiten; die Schneide ist auch nicht nach oben und unten verbreitert. Dagegen läßt der Axtkörper jene leichte Konvexität erkennen, die den echten „nackengebogenen“ Äxten eigen ist. Vermutlich handelt es sich um eine Mischform mit Nachklängen an die Streitäxte vom Typ K 5 nach Struve.

Die Grabanlagen

Die gängige Bestattungsweise der älteren Bronzezeit ist die Beisetzung des unverbrannten Körpers in einer rechteckigen bis langovalen Grabgrube, die von einem Hügel bedeckt ist. Auf Grund der äußeren Erscheinung der Hügel kann eine sichere Unterscheidung in endjungsteinzeitliche, älterbronzezeitliche und jungbronzezeitlich-eisenzeitliche Anlagen nicht getroffen werden. Die Erfahrung an ausgegrabenen Exemplaren lehrt jedoch, daß die Hügel in flacher Kugelkappenform mit Durchmesser von anhaltsweise acht Meter und darüber der älteren Bronzezeit zugehören, während in der jüngeren Bronzezeit und Eisenzeit kleinere Rundhügel und flache Langbetten mit Brandbestattungen vorherrschen. Die weitverbreitete Sitte, Grabhügel anzulegen, ist das Erbe der Einzelgrabkultur; einzelne Konstruktionsmerkmale, wie Holzeinhegungen und Kreisgräben, gehen wohl auf Anregungen von Seiten der Glockenbecherkultur zurück. Da einige solcher Bestattungsplätze des Kreises Ahaus in größerem Umfange untersucht worden sind, ist der Beschreibung der Grabbauweise ein eigener Abschnitt gewidmet (Teil II dieser Arbeit, S. 72 ff.). Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß die älterbronzezeitlichen Gräber sehr sparsam oder überhaupt nicht mit Metall- oder Keramikbeigaben ausgestattet worden sind; nach van Giffen stellt die Beigabenlosigkeit geradezu ein kennzeichnendes Merkmal für die bronzezeitliche Datierung der Gräber dar³. Diese Meinung wird durch den Befund der untersuchten Körpergräber von Nienborg-Wext (Kat.-Nr. 150) erhärtet. Nur in einem Falle ist in einem Grabschacht mit Baumsarg eine kleine Bronzenadel mit Nagelkopf und imitierter Torsion des Schaftes gefunden worden; alle anderen Gräber erbrachten keine Beigaben. Einem weiteren Hinweis von van Giffen, wonach die Datierung durch die Art des für den Hügelaufbau verwendeten Erdmaterials möglich sein soll⁴, konnte in Nienborg nicht nachgegangen werden, da die Hügel selbst abgetragen waren, so daß für die Untersuchung nur noch die in den gewachsenen Boden hinabreichenden Spuren zur Verfügung standen.

Die Zahl der älterbronzezeitlichen Grabhügelfelder im Kreisgebiet dürfte ehemals beträchtlich gewesen sein. Viele von ihnen sind – besonders in den letzten fünfzig Jahren – der fortschreitenden Kultivierung zum Opfer gefallen. Raubgräbereien und unsachgemäße „Erforschung“ haben ebenfalls empfindliche Lücken in ihren Bestand geschlagen. Bei der Registrierung im Jahre 1957 waren nur noch rund zwei Dutzend großer Hügel im Gelände aufzuspüren, darunter mehrere, die erst in jüngster Zeit durch Wegebau oder Sandentnahme vernichtet oder angegraben worden sind. Glücklicherweise sind einige der inzwischen zerstörten Gräberfelder in der Zeit um den ersten Weltkrieg aufgemessen worden; die Planskizzen sind noch vorhanden⁵. Sie vermitteln ein Bild über Ausdehnung und Belegungsdichte der Friedhöfe. Da in ihnen keine Ausgrabungen stattgefunden haben, ist eine Unterscheidung zwischen den älterbronzezeitlichen und den jüngeren Bestattungen allerdings nicht möglich. Die Größe der verzeichneten Hügeldurchmesser vermag nur einen ungefähren Anhaltspunkt für die Zeitstellung zu geben. Auf allen kartierten Gräberfeldern sind die kleinen Hügel von einem bis vier Meter Durchmesser in der Überzahl. Beträchtlich kleiner ist die Menge der mittleren Hügel von vier bis acht Meter Durchmesser. Die Gräber, die wir auf Grund ihrer Größe von über acht Meter mit einiger Berechtigung als älterbronzezeitlich oder spätjungsteinzeitlich ansehen dürfen, machen stets nur einen Bruchteil der Anzahl der Hügel aus. Auf dem nördlichen Gräberfeld von Alstätte-Schmäinghook (Kat.-Nr. 18, Abb. 16) mit insgesamt 130 kartierten Hügeln auf einer Fläche von 220 : 140 Meter Ausdehnung betrug der Prozentsatz der Hügel zwischen zwanzig und acht Meter Durchmesser nur rund 6 v. H.; die Gruppe der mittelgroßen Hügel beanspruchte dagegen 33 v. H., die der kleinen Hügelchen unter vier Meter Durchmesser 61 v. H. der Gesamtmenge. Ähnliche Verhältnisse ergeben auch die Kartierungen

³ A. E. van Giffen, Die Bauart der Einzelgräber. Mannus-Bibliothek 44, 1930, S. 157.

⁴ A. E. van Giffen: „Immerhin läßt sich die Gruppe der bronzezeitlichen Tumuli als solche von der steinzeitlichen schon dadurch trennen, daß die zuerst genannten Hügel nicht wie die letzten aus Sand, sondern aus Plaggen errichtet sind.“ Bauart, S. 4. – „Im Gegensatz zu den steinzeitlichen sind die bronzezeitlichen und späteren Denkmäler aus Plaggen oder wenigstens stark humosem Sand errichtet worden . . .“ Bauart, S. 181.

⁵ Sie befinden sich bei den Akten des Geschichtl. Museums Dortmund und konnten durch das Entgegenkommen von Herrn Museumsdirektor Dr. Albrecht vom Verf. eingesehen und teilweise maßstabgerecht umgezeichnet werden.

der Hügelgräberfelder von Alstätte-Schmäinghook II (Kat.-Nr. 19, Abb. 18) und Nienborg-Bahnhof (Kat.-Nr. 151, Abb. 23). In Schmäinghook II lagen auf einer Fläche von 100 : 200 Meter Ausdehnung 65 Hügel; davon gehörten 11 v. H. zur Gruppe der Großhügel, unter denen zwei mit Durchmesser von 24 Meter besonders auffielen. 15 v. H. betrug der Anteil der mittleren und 74 v. H. der der kleinen Hügel. Am Bahnhof Nienborg-Heek befanden sich ehemals 53 Hügel auf einer Fläche von 120 : 180 Meter. 11 v. H. davon waren Großhügel; auf mittlere und kleine Hügel entfielen 43, bzw. 46 Prozent. Das größte Grabhügel-feld, von dem kartografische Unterlagen existieren, lag in der Siepenheide bei Nienborg-Wext. Ein Blick auf den Vermessungsplan⁶ zeigt, daß nur fünf von insgesamt 299 Hügeln einen Durchmesser von über acht Meter gehabt haben. Durch die Ausgrabungen von K. Hucke und Verf. ist jedoch nachgewiesen, daß ihr Anteil ehemals erheblich größer gewesen ist. Offensichtlich sind an dem Bestattungsplatz schon bei der Errichtung der jüngeren Hügel älterbronzezeitliche Großanlagen eingeebnet worden. Ihre Existenz konnte durch die tief in den gewachsenen Boden hineinreichenden Spuren der Grabumhiegungen festgestellt werden. Im allgemeinen scheint man aber auf die schon bestehenden Hügel Rücksicht genommen zu haben. Das geht deutlich aus dem Plan des Friedhofs I von Alstätte-Schmäinghook (Abb. 16) hervor. Dort bildeten die Großhügel eine lockere Gruppe mit zum Teil beträchtlichen Zwischenräumen. Die mittelgroßen Hügel hielten sich streng innerhalb des von den Großhügeln markierten Areals und füllten, besonders im nördlichen Teil, in etwas dichterem Gruppierung die verbliebenen Lücken aus. Die kleinen Hügel endlich griffen nach mehreren Seiten über den ursprünglichen Grabbezirk hinaus. Während auf der Ostseite ein enger Kontakt mit den älteren Großhügeln gewahrt blieb, zeigt die Westhälfte des Planes größere Flächen ohne Hügel-signaturen. Möglicherweise war aber dieser (jüngste?) Teil des Friedhofes dicht belegt, etwa mit sehr flachen, bei der topografischen Aufnahme nicht mehr erkennbaren Hügelchen oder mit Urnengräbern ohne Hügel-aufschüttung. Eine Besonderheit ist noch anzumerken: Annähernd parallel zur Richtung der heutigen Straße Ottenstein-Alstätte verlief durch die Mitte des am dichtesten mit Grabhügeln belegten Ostteiles eine rund vier Meter breite gerade Zone, in der nicht ein einziger Hügel zu erkennen war. Auf beiden Seiten war sie von einer perlenschnurartigen Reihung von Grabhügeln flankiert, wie auf dem Plan zu erkennen ist. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß diese Schneise etwa durch spätere Einebnung entstanden ist; dann müßten auf dem Plan aller Wahrscheinlichkeit nach Hügel verzeichnet sein, die nur zum Teil abgetragen wären. Da das nicht der Fall ist, darf man schließen, daß die eigentümliche Reihung der Hügel durch den Verlauf eines alten Weges bedingt ist. Solche „Grabhügelwege“ sind in größerer Zahl in Dänemark, Schleswig-Holstein, Niedersachsen und den Niederlanden entdeckt worden. – Eine ähnliche Trassierung ist – wenn auch weniger deutlich – im Südwestteil des Gräberfeldes von Nienborg zu erkennen (Abb. 23). Auch hier verläuft sie im Abstand von etwa zwanzig Meter annähernd parallel zu einer heutigen Straße. Schließlich könnte man versucht sein, auch für die langgestreckte Gestalt des Gräberfeldes von Alstätte-Schmäinghook II den Verlauf eines alten Weges verantwortlich zu machen, obwohl im Lageplan (Abb. 18) keine sicheren Anhaltspunkte dafür gegeben sind. Eindrucksvoll illustriert der Plan jedoch den schon erwähnten Tatbestand, daß sich die kleinen Hügel eng an die Großhügel anlehnen und sich mit nur geringfügigen Überschreitungen auf die ursprüngliche Ausdehnung des Gräberfeldes beschränken.

Während die bisherigen Beispiele Hinweise auf alte Wegstrecken von wenigen hundert Meter Länge geben konnten, zeichnet sich ein anderer Grabhügelweg über größere Entfernungen ab. Von dem aus der Bauerschaft Barle bis nach Wendfeld in nordsüdlicher Richtung verlaufenden Hügelrücken, der stellenweise mehr als siebenzig Meter Höhe über NN erreicht, zweigt im Norden des Ortsteils Wendfeld, beim Hofe Benn-ecker, ein schmaler Dünenzug ab, der in gerader Nordwestrichtung bis nahe an den Öl-Bach in der Bauer-schaft Doemern vorstößt. Wie die Ausgabe des Meßtischblattes von 1897 zeigt, waren weite Gebiete beider-seits des flachen und stellenweise dammartig schmalen Sandrückens ehemals mit Moor bedeckt. Bis zu der auch heute noch nicht abgeschlossenen Trockenlegung des Geländes bot er sich daher in weitem Umkreis als einzige dauernd begehbare Verbindung nach Norden an. Die noch erhaltenen Grabhügel und die Hügel-felder, die durch ältere Nachrichten lokalisiert werden können, lassen erkennen, daß man den Weg schon in der älteren Bronzezeit benutzt hat. Sein Ausgangspunkt im Nordteil von Wendfeld wird durch einen Grabhügel gekennzeichnet, der 1936 zerstört worden ist (Kat.-Nr. 118). Den weiteren Verlauf geben die großen, teilweise zerstörten Grabhügel von Ammeloe-Doemern an (Kat.-Nr. 32–34). Der betreffende Ge-ländestreifen mit vier offenbar bronzezeitlichen Hügeln, fünf sicher erkennbaren und weiteren durch Tief-pflügen verschleiften kleinen Hügeln wurde 1957 mit Unterstützung des Katasteramtes Ahaus topografisch aufgenommen (Abb. 20). In geradliniger Verlängerung schließen sich in knapp einem Kilometer Abstand

⁶ K. Hucke, Bericht über die Ausgrabung eines „Kreisgrabenfriedhofs“ in der Bauerschaft Wext bei Nienborg, Krs. Ahaus. Bodenaltertümer Westfalens 7, 1950, Tf. 20, 1.

die Hügel beim Hofe Hubbeling an (Kat.-Nr. 38); es konnten noch Reste von zwei großen und fünf kleinere kartiert werden (Abb. 21). Die nächste Etappe und die genaue Lage des Übergangs über den Öl-Bach ist nicht durch Funde belegt. Nach der Geländebeschaffenheit zu urteilen, kann sie nur in der Trasse des heutigen Feldweges zu suchen sein. Auf dem jenseitigen Ufer hat der Weg offenbar eine andere Richtung genommen. Dort zieht ein seit alters trockener Sandrücken in schwachem Bogen westlich an der sumpfigen Niederung von Ottenstein vorbei nach Norden. Knapp 800 Meter nördlich des erwähnten Friedhofes bei Hubbeling, 250 Meter weit von der vermuteten Lage der Furt, lag auf dem Hange ein großes Hügelgräberfeld, welches Ende des 19. Jahrhunderts durch Sandabbau zerstört wurde (Kat.-Nr. 37). Seine gestreckte Gestalt – ungefähr 600 Meter in südnördlicher Richtung – darf wohl als Hinweis auf den weiteren Verlauf des Weges betrachtet werden, zumal noch heute ein schmaler Feldweg diese Richtung nimmt. Weiter nördlich sucht man vergebens nach Resten von Grabhügeln. Knapp nördlich der Feldflur Hörsteloe, im Schutze eines Wäldchens, haben sich jedoch drei mächtige Grabhügel gehalten (Kat.-Nr. 161). Ihre Durchmesser liegen zwischen zwölf und zwanzig Meter. Als letzte gesicherte Station auf dem bislang verfolgten Wege darf man die eineinhalb Kilometer in nordwestlicher Richtung entfernten Grabhügelmassierungen von Alstätte-Schmäinghook I und II ansehen (siehe S. 32f.). Ihre Ausdehnung in südnördlicher Richtung kann veranlassen, unseren Weg noch weiter zu verfolgen. Falls – wie bisher – besonders hohes Gelände seinen Verlauf bestimmt hat, wäre er auf der schmalen Schwelle zu suchen, die, bei Alstätte scharf nach Westen schwenkend, das tiefeingegrabene Bett der Aa begleitet. Ein beiderseits der Reichsgrenze gelegenes, 1883 zerstörtes großes Grabhügelfeld hart nördlich des alten Aa-Überganges bei der Haarmühle gibt dieser Vermutung einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Die Keramik

Im Gegensatz zu der vorzüglichen Keramik der Jungsteinzeit sind aus Gräbern der älteren Bronzezeit in Niedersachsen und Westfalen nur wenige Gefäße bekanntgeworden. Sie sind in Form und Machart dazu noch als schlecht zu bezeichnen. Ein einleuchtender Grund für die Vernachlässigung der Töpferkunst ist nicht ersichtlich; möglicherweise hat die neuaufgekommene Metallverarbeitung zu einer allgemeinen Interessenverlagerung geführt, so daß man für die Töpferei nicht mehr die gewohnte Sorgfalt aufbrachte.

Bei der Behandlung der Einzelgrab-Tonware wurde schon angedeutet, daß die Gefäße mit grober Grübchen-, Stempel- und Fingertupfenverzierung vermutlich bis in die Bronzezeit hineinreichten. Es fehlen jedoch Befunde, welche den Fortbestand dieser Keramik für die ganze ältere Bronzezeit belegen. Neben den wenigen Einzelscherben, die eine späte Entwicklungsphase der Becherkeramik verkörpern, ist im Kreisgebiet ein Gefäß gefunden worden, das an die Schultergefäße der Megalithkultur anzuschließen ist⁷. Es stammt aus dem Gräberfeld „Heidenkerkhoff“ bei Ammeln und wurde von Schulkindern in einem großen Hügel entdeckt (Kat.-Nr. 21). Dem Hinweis, es sei „zusammen mit Leichenbrand“ gefunden worden, ist kein besonderer Wert beizumessen, da oft Nachbestattungen in Form kleiner Häufchen von verbrannten Knochen in der Schüttung älterer Hügel angetroffen werden. Das Gefäß, welches im Kriege zerstört worden ist, war unregelmäßig geformt und in seiner Gliederung verflaut. Von einer strengen Dreiteilung in Unterteil, Schulter und Hals, wie sie dem megalithischen Formenschatz eigentümlich ist, war nur noch eine Andeutung erhalten. Es ist demnach aus typologischen Erwägungen an das Ende der Entwicklungsreihe der Trichterbecherkeramik zu setzen. Der Umstand, daß es in einem großen Grabhügel gefunden wurde, mag eine Datierung in die älteste Bronzezeit rechtfertigen, wie sie auch Winkelmann⁸ annimmt.

Die Bronzen

Bei der Behandlung der Einzelgrabkultur konnte festgestellt werden, daß sich gegen Ende des Neolithikums in Nordwestdeutschland eine Entwicklung vollzogen hat, die zur Ausbildung eines eigenen Formenschatzes führte. Trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen zum nordischen Kerngebiet kann die niedersächsisch-westfälische Ausprägung der Einzelgrabkultur nicht als identisch mit derjenigen Jütlands und Schleswig-Holsteins angesehen werden. In der älteren Bronzezeit verstärkten sich die Unterschiede zwischen beiden Bereichen, wenngleich gegenseitige Beeinflussungen spürbar blieben. Die Abwandlungen machten sich, nachdem die Keramik ihre beherrschende Rolle verloren hatte, hauptsächlich im Formenschatz der Waffen, Geräte und Schmucksachen aus Bronze bemerkbar. Durch eine kartografische Erfassung einiger

⁷ W. Winkelmann, Eine Siedlungsgrube mit später Megalith-Tonware in Schöppingen Krs. Ahaus. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 14, 1938, S. 289 und Tf. 75, 7.

⁸ W. Winkelmann, Fundchronik des Reg.-Bez. Münster. Bodenaltertümer Westfalens 7, 1950, S. 3.

Hauptformen, die Sprockhoff vorgelegt hat⁹, ist es möglich, die Grenze zwischen beiden Kulturkreisen zu erkennen. Ihr Verlauf läßt sich auf zweierlei Weise bestimmen: Einmal durch die Linie des äußersten geschlossenen Vorkommens von Formen, die in Niedersachsen und Westfalen besonders häufig sind, und zum zweiten – im umgekehrten Sinne – durch diejenigen Erscheinungen, die außerhalb unseres Bereiches immer wieder angetroffen werden, deren Verbreitung jedoch das nordwestdeutsche Gebiet ausspart. Sprockhoffs Kartierungen weisen für die frühe Bronzezeit die „Beile mit geknickten Rändern“, die „schlichten Absatzbeile“ und die „Kurzschwerter vom Typ Sögel“ als die besten Zeugnisse für die Eigenständigkeit seiner Niedersächsischen Kulturprovinz aus¹⁰. Die Gegenprobe liefern die „massiven Bronzeäxte“ und die „nordisch-germanischen Absatzbeile“, die nur in wenigen Exemplaren in unserem Gebiet vertreten sind¹¹. Als Nordost- bzw. Ostgrenze des Nordwestdeutschen Kreises kristallisiert sich aus der Verbreitungsdichte der genannten Typen die Elbe-Saale-Linie heraus. Einzelne „nordische“ Formen, die bis ins Lüneburgische und in die Altmark hinein vorkommen, halten sich – von Einzelexemplaren abgesehen – außerhalb der durch Unterweser und Aller gebildeten Grenze. Die südliche und westliche Ausbreitung des Nordwestdeutschen Kreises ist nicht so präzise zu fassen. Von Westfalen sind die Flachlandbezirke einschließlich Wiehengebirge und Teutoburger Wald Teile des Nordwestkreises; der Mittelgebirgsgürtel ist nur schwach mit Fundpunkten belegt, so daß in seinem Bereich mit einem Aufhören des Nordwestkreises zu rechnen ist¹². In westlicher Richtung kann von einer klaren Begrenzung keine Rede sein. Zwar wird, besonders jenseits von Ijssel und Rhein, die Funddichte nach Westen hin geringer; doch scheint der niederländische Raum ein Tor gewesen zu sein, das Einflüsse nach Westen und Osten vermittelte. Offensichtlich sind einige in Irland und England beheimatete Rand- und Absatzbeiltypen, von denen die mit Facettierung der Oberfläche besonders auffallen, dieses Weges gekommen.

Im Ahauser Kreisgebiet ist als einzige Gerätform das Beil in mehreren Exemplaren gefunden worden. Diese Einseitigkeit kann nicht verwundern, wenn man berücksichtigt, daß Schwerter, Lanzenspitzen und Schmucksachen im nordwestdeutschen Gebiet allgemein nur einen verschwindend geringen Prozentsatz der Bronzegegenstände ausmachen. Gerade an der Bevorzugung von Beilformen zeichnet sich die Eigenart dieses Kreises besonders ab. Als typologisch älteste Gruppe unter den Ahauser Stücken sind die Randleistenbeile anzusehen, so genannt nach den mehr oder minder stark hervortretenden randlichen Erhöhungen, die den Zweck hatten, ein seitliches Herausrutschen des Beils aus der Schäftung zu verhindern. Eine Frühstufe der Form verkörpern zwei Beile aus Alstätte und Legden (Tf. 18,2. 3). Sie besitzen eine bogenförmige, kräftig verbreiterte Schneide, geraden Nacken und rechteckige Form der „Bahnen“, jener durch die Randleisten begrenzten Rinnen auf beiden Breitseiten, die zur Aufnahme der Holzschäftung bestimmt waren. Zwei Beile aus Nienborg (Tf. 18,4. 5) unterscheiden sich insofern von ihnen, als die Randleisten die Ausschwingung der Schneide mitmachen, wodurch sich die Bahnen auf der vorderen Hälfte entsprechend verbreitern; außerdem neigt bei ihnen die Ausbildung des Nackens zu stärkerer Rundung. Allen vier Beilen ist eine schwache, kaum merkliche Verdickung in der Mitte der Bahn gemeinsam. Diese flache Erhebung, die bei weiterentwickelten Stücken die Form einer kräftigen Querleiste annimmt und später zur Ausbildung eines „Absatzes“ führt, verfolgte den Zweck, das Beil in der Schäftung so festzuhalten, daß bei seiner Benutzung ein Ausweichen nach hinten und die damit verbundene Aufspaltung des Holzstieles verhindert wurde. Die Verbreitung der Randleistenbeile mit beginnender Rastbildung hält sich nach Norden und Osten zu innerhalb der beschriebenen Grenze des Nordwestdeutschen Kreises. Nach Westen sind sie, wie auch verwandte Typen, bis nach England und Irland zu verfolgen. Ihr erstes Auftreten ist für das Ende der I. Periode der Bronzezeit nachgewiesen; doch dürften sie in der Hauptsache der II. Periode angehören. – Ein weiteres Randleistenbeil, das in Wessum gefunden worden ist (Tf. 18,6), gibt Auskunft über die weitläufigen Westverbindungen des Nordwestdeutschen Kreises. In der Form weist es nur wenige Unterschiede zu den ortsüblichen Beilen auf, so in der winklig ausbiegenden Verbreiterung der Schneide. Bemerkenswert sind jedoch die flach bogenförmigen Riefen bzw. Facetten auf den Breitseiten des Vorderteiles. Wie schon erwähnt, ist diese Verzierung eine Erscheinung, die vornehmlich in Irland angewandt wurde. Bei den nicht eben seltenen Exemplaren in unseren Bereichen, die diese Eigentümlichkeit aufweisen, dürfte es sich in der Hauptsache um importierte, seltener um irischen Vorbildern nachgeahmte Stücke handeln.

⁹ E. Sprockhoff, Niedersachsens Bedeutung für die Bronzezeit Westeuropas. Zur Verankerung einer neuen Kulturprovinz. 31. Bericht d. Römisch-German. Kommission 1941, II. Teil.

¹⁰ E. Sprockhoff, a. a. O., Abb. 28, 31 und 35 a.

¹¹ E. Sprockhoff, a. a. O., Abb. 29 und 35 b.

¹² G. Sudholz, Die ältere Bronzezeit zwischen Niederrhein und Mittelweser. Münstersche Beiträge zur Vorgeschichtsforschung Bd. 1, 1964. Diese Arbeit hat eine beträchtliche Vermehrung des bisher publizierten Fundgutes ergeben.

Eine typologisch jüngere Gruppe sind die Absatzbeile. Die Fortentwicklung der Mittelrast zur Querrippe führte dazu, daß die Bahnen nicht mehr über den gesamten Beilkörper bis nahe der Schneide verliefen, sondern etwa in der Mitte mit einem kräftigen, rechteckigen oder gerundeten Absatz endeten. Tafel 18,8 zeigt ein solches Stück, das in Ottenstein gefunden worden ist. Ein weiteres Exemplar aus der Nähe von Ahaus (Tf. 18,1) ist nur in einer schlechten Handskizze überliefert; das Beil selber ist verschollen, ebenso wie zwei weitere aus Epe und Heek. Die Heimat der Beile mit schlichtem, glattem Körper etwa in der Form desjenigen von Ottenstein ist wiederum Nordwestdeutschland; aber auch in den westlichen Nachbargebieten kommen sie in großer Zahl vor. Als typologisch entwickelte Form beginnt ihr zeitliches Auftreten in der II. Periode der Bronzezeit; die Hauptverbreitung liegt jedoch in der folgenden Stufe. – Eine etwas verwaschene Ausprägung eines anderen Typus stellt ein Absatzbeil von Schöppingen dar (Tf. 18,7). Auf seinen Breitseiten ist je eine vom Absatz aus in Richtung auf die Schneide verlaufende Mittelrippe zu erkennen. Es gehört zur Verwandtschaft der Beile mit ausgeprägten, von den Seiten des Absatzes zur Mitte des Schneideteils hin spitz zulaufenden Stützrippen, die sich zu einer bis in Schneidennähe durchgeführten Mittelrippe vereinigen. Bei genauer Betrachtung ist auf dem Schöppinger Stück auf der einen Breitseite ein solches Rippendreieck noch schwach zu erkennen, allerdings so undeutlich, daß es sich zeichnerisch schlecht darstellen läßt. Gute Vertreter des Typs gibt es hauptsächlich in Nordwestdeutschland, wobei jedoch eine leichte Streuung über die Elbe hinaus bis nach Holstein zu bemerken ist. Eine weitreichende westliche Verbindung ist durch zahlreiche Funde in England-Irland, Belgien und Holland belegt.

Der einzige Schmuckgegenstand, der im Kreisgebiet zu Tage gekommen ist, besteht in einer schlichten Bronzenadel mit Nagelkopf (Tf. 44,16). Der Schaft des durch und durch verwitterten Stückes ist in seinem Mittelteil mit imitierter Torsion versehen. Die Nadel gehört keinem der gängigen Typen an, so daß eine Feindatierung nicht möglich ist. Ihre Zugehörigkeit zur älteren Bronzezeit geht daraus hervor, daß sie in einem Körpergrab (Grab II des Kreisgrabenfriedhofs von Nienborg-Wext, S. 78ff.) gefunden worden ist, das ehemals mit einem Hügel von rund zehn Meter Durchmesser bedeckt war.

Die Besiedlung

In Unkenntnis der Lage älterbronzezeitlicher Wohnplätze kann nur an Hand der Verbreitung der Grabhügelfelder ein ungefährer Überblick über die Besiedlungsdichte gewonnen werden. Die Karte (Abb. 2) zeigt alle Stellen, an denen große Grabhügel entweder noch heute vorhanden oder durch zuverlässige Nachrichten belegt sind. Da jedoch nicht erwiesen ist, daß die Wohnplätze in unmittelbarer Nähe der Grabfelder gelegen haben, darf man die Punkte der Kartierung nicht einfach zum Abbild kleinräumiger Siedlungszentren erheben. Es ist jedoch auch nicht wahrscheinlich, daß man die Toten über weite Strecken auf überregionale Sammelfriedhöfe überführt hat. Darauf deutet schon die Vielzahl und die manchmal recht enge Nachbarschaft der annähernd gleichzeitigen Friedhöfe hin. Ferner ist zu berücksichtigen, daß Verbreitungslücken im Kartenbild durch den von der vorgeschichtlichen Zeit bis heute betriebenen Ackerbau hervorgerufen sein können, welcher eine weitgehende Einebnung der Hügel mit sich brachte.

Das Kartenbild vermag jedoch soviel auszusagen, daß wir mit einer lockeren Besiedlung des ganzen Kreisgebietes rechnen können, ohne daß eine besondere Konzentrierung in einzelnen Knotenpunkten erkennbar wäre. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, in einzelnen enggeschlossenen Hügelgruppen die Bestattungsplätze in der Nähe wohnender Familien zu sehen. Aus der engen räumlichen Verbindung von älteren Großhügeln mit Körperbestattungen und jüngeren Hügelchen mit Brandbestattungen wird man auf eine vielhundertjährige, ununterbrochene Belegungsdauer und somit auf eine ungebrochene Siedlungskontinuität schließen dürfen.

DIE JÜNGERE BRONZEZEIT

Der Übergang von der älteren zur jüngeren Bronzezeit ist durch zwei Neuerungen gekennzeichnet. Die Sitte der Brandbestattung, die vereinzelt schon früher nachgewiesen ist, gewann von der III. Periode der Bronzezeit an immer mehr Einfluß, um in der Periode IV zur fast ausschließlich geübten Beisetzungsart zu werden. Die von der Verbrennung des Toten übriggebliebenen Knochen, der Leichenbrand, wurden zumeist in einem Tongefäß, der Urne, geborgen und diese im Boden oder auf der Erdoberfläche beigesetzt und von einem Erdmantel überdeckt. Als Übergangerscheinungen zwischen beiden Bestattungsriten sind Gräber von mehreren Friedhöfen Nordwestdeutschlands und der Niederlande anzusehen, bei denen nicht mehr der Leichnam, sondern die verbrannten Gebeine in den langrechteckigen Grabschächten beerdigt worden sind. Ein besonders aufschlußreicher Befund aus der Übergangszeit ist von Winkelmann bei Heiden im Nachbarkreis Borken ausgegraben worden. Die Untersuchung ergab, daß der Tote zunächst – wie früher

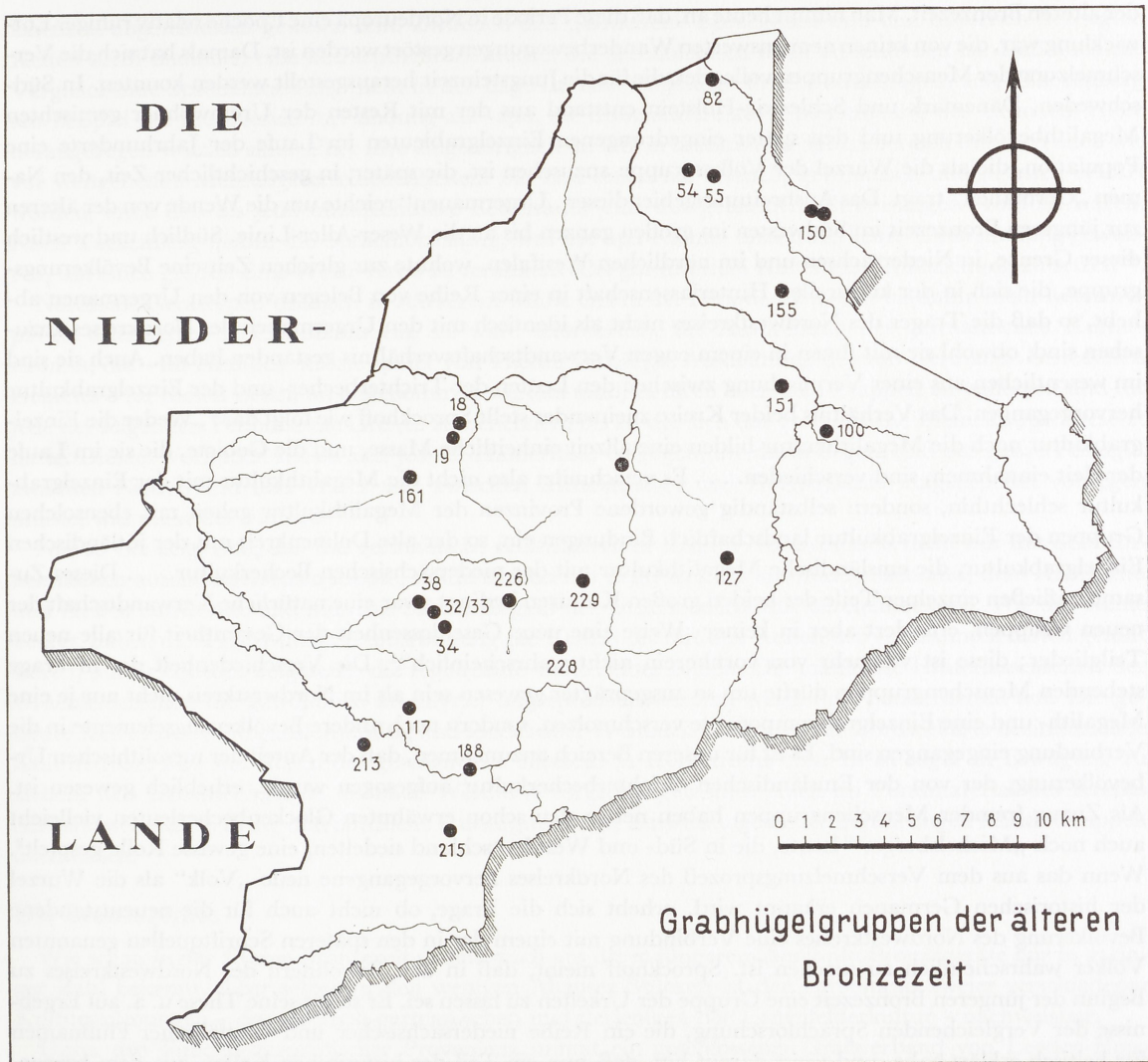


Abb. 2.

üblich – in einem Baumsarg in die Grabgrube hinabgesenkt, dann aber an Ort und Stelle verbrannt wurde. Das Feuer war offenbar auf dem Grunde der Grube, unterhalb des auf kurzen Pfählen ruhenden Baumsarges angelegt worden. Seine Hitzeentwicklung erwies sich zwar als stark genug, den Leichnam bis auf kleine ausgeglühte Knochenstücke zu verzehren und den Sand rings um die Grube tiefrot zu verfärben; doch wurde – wohl in Folge zu geringer Sauerstoffzufuhr – der Sarg nicht zu Asche verbrannt, sondern wie in einem Meiler in Holzkohle verwandelt.

Die zweite Veränderung, die den Übergang von der älteren zur jüngeren Bronzezeit deutlich macht, liegt darin, daß sich die Töpferei nach längerer Zeit der Vernachlässigung wieder steigender Beliebtheit erfreute. Die große Zahl der Graburnen steht in wirkungsvollem Gegensatz zu der Fundarmut der drei ersten Bronzezeitstufen. Was den Reichtum der Formen, die Güte der Tonbearbeitung und die Fülle der Verzierungen anbetrifft, hält die neue Tonware einem Vergleich mit der jungsteinzeitlichen Keramik allerdings nicht stand.

Für die Vorgeschichtsforschung ist das Auftreten neuer Sitten und Formelemente jedesmal mit der Frage verknüpft, ob diese Erscheinungen sich aus heimischen Wurzeln entwickelt haben oder ob Einflüsse aus anderen Bereichen dafür verantwortlich zu machen sind. Für die jüngere Steinzeit konnte durch Vergleiche mit den Nachbargebieten eine zweimalige Zuwanderung fremder Menschengruppen, der Trichterbecherleute und der Einzelgrableute, nachgewiesen werden. Auch eine endsteinzeitliche, wesentlich dünnere Einwanderung aus dem Westen von Trägern der Glockenbecherkultur war in Erwägung zu ziehen. Nicht so einfach zu überschauen waren dagegen die Verhältnisse im Norden und Nordwesten Deutschlands während

der älteren Bronzezeit. Man nimmt heute an, daß diese Periode in Nordeuropa eine Epoche relativ ruhiger Entwicklung war, die von keinen nennenswerten Wanderbewegungen gestört worden ist. Damals hat sich die Verschmelzung der Menschengruppen vollendet, die für die Jungsteinzeit herausgestellt werden konnten. In Schweden, Dänemark und Schleswig-Holstein entstand aus der mit Resten der Ureinwohner gemischten Megalithbevölkerung und den später eingedrungenen Einzelgrableuten im Laufe der Jahrhunderte eine Population, die als die Wurzel der Völkergruppe anzusehen ist, die später, in geschichtlicher Zeit, den Namen „Germanen“ trägt. Das Ausbreitungsgebiet dieser „Urgermanen“ reichte um die Wende von der älteren zur jüngeren Bronzezeit im Südwesten im großen ganzen bis an die Weser-Aller-Linie. Südlich und westlich dieser Grenze, in Niedersachsen und im nördlichen Westfalen, wohnte zur gleichen Zeit eine Bevölkerungsgruppe, die sich in der kulturellen Hinterlassenschaft in einer Reihe von Belegen von den Urgermanen abhebt, so daß die Träger des Nordwestkreises nicht als identisch mit den Urgermanen des Nordkreises anzusehen sind, obwohl sie mit ihnen in einem engen Verwandtschaftsverhältnis gestanden haben. Auch sie sind im wesentlichen aus einer Vermischung zwischen den Leuten der Trichterbecher- und der Einzelgrabkultur hervorgegangen. Das Verhältnis beider Kreise zueinander stellt Sprockhoff wie folgt dar: „Weder die Einzelgrabkultur noch die Megalithkultur bilden eine allzeit einheitliche Masse, und die Gebiete, die sie im Laufe der Zeit einnahmen, sind verschieden. . . . Es verschmilzt also nicht die Megalithkultur mit der Einzelgrabkultur schlechthin, sondern selbständig gewordene Provinzen der Megalithkultur gehen mit eben solchen Gruppen der Einzelgrabkultur landschaftlich Bindungen ein, so der alte Dolmenkreis mit der jütländischen Einzelgrabkultur, die emsländische Megalithkultur mit der niedersächsischen Becherkultur. . . . Dieses Zusammenfließen einzelner Teile der beiden großen Kulturen bedingt zwar eine natürliche Verwandtschaft der neuen Gruppen, erfordert aber in keiner Weise eine neue Geschlossenheit der Gesamtheit für alle neuen Teillieder; diese ist vielmehr von vornherein nicht wahrscheinlich“¹. Die Verschiedenheit der in Frage stehenden Menschengruppen dürfte um so ausgeprägter gewesen sein als im Nordwestkreis nicht nur je eine Megalith- und eine Einzelgrabkomponente verschmolzen, sondern noch andere Bevölkerungselemente in die Verbindung eingegangen sind. Es ist für unseren Bereich anzunehmen, daß der Anteil der mesolithischen Urbevölkerung, der von der Emsländischen Trichterbecherkultur aufgesogen wurde, erheblich gewesen ist. Als Zuzug fremder Menschengruppen haben neben den schon erwähnten Glockenbecherleuten vielleicht auch noch „Michelsberger“ Leute, die in Süd- und Westdeutschland siedelten, eine gewisse Rolle gespielt². Wenn das aus dem Verschmelzungsprozeß des Nordkreises hervorgegangene neue „Volk“ als die Wurzel der historischen Germanen erkannt wird, erhebt sich die Frage, ob nicht auch für die neuentstandene Bevölkerung des Nordwestkreises eine Verbindung mit einem der in den späteren Schriftquellen genannten Völker wahrscheinlich zu machen ist. Sprockhoff meint, daß in den Bewohnern des Nordwestkreises zu Beginn der jüngeren Bronzezeit eine Gruppe der Urkelten zu fassen sei. Er stützt seine These u. a. auf Ergebnisse der Vergleichenden Sprachforschung, die ein Reihe niedersächsischer und westfälischer Flußnamen für keltisch erklärt habe, und weist darauf hin, daß nur ein Teil der historischen Kelten aus dem bronzezeitlichen Nordwestkreis abgeleitet werden könne. „Die so erschlossenen Kelten wären allerdings nicht mit den besser bekannten mitteleuropäischen Latènekelten gleichzusetzen, sondern eine besondere, in gewissem Sinne mehr nordische Art.“ Die Annahme einer nordisch gefärbten Urkeltengruppe würde dann auch erklären, „woher unter den (historischen) Kelten jener Teil kommt, der sich durch seine äußere Erscheinung so sehr als nordische Gruppe heraushebt, daß er anfangs für die antiken Schriftsteller von den Germanen nicht zu unterscheiden war“³.

Der Hypothese von dem „Urkeltentum“ der Bewohner des Nordwestkreises ist K. Tackenberg entgegengetreten. Er weist darauf hin, daß der niedersächsischen Kulturprovinz Sprockhoffs als einem einheitlichen Großraum kein langes Leben beschieden war⁴. An der Wende von der älteren zur jüngeren Bronzezeit befand sich dieser Kreis im Stadium der Auflösung. Durch das Vordringen der nordisch-urgermanischen Kultur aus den Gebieten zwischen Elbe und Weser in Richtung nach Westen und Südwesten wurde die Einheitlichkeit der auseinanderstrebenden Gruppen wiederhergestellt – und zwar in dem Sinne, daß überall eine Ausrichtung nach der germanischen Kultur erfolgte. Dieser Vorgang dürfte gegen Ende der Bronzezeit und zu Beginn der

¹ E. Sprockhoff, Niedersachsens Bedeutung für die Bronzezeit Westeuropas. 31. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, 1941, II. Teil, S. 125.

² Es sei an die in Westfalen entdeckten Hinterlassenschaften der Michelsberger Kultur erinnert, die man nicht gut ohne die Annahme einer, wenn auch geringfügigen, Einwanderung oder Durchquerung von Trägern dieser Kultur erklären kann.

³ E. Sprockhoff, a. a. O., S. 128 ff.

⁴ K. Tackenberg, Zum Ems-Weserkreis der Bronzezeit und seinem „Urkeltentum“. Festschrift für Gustav Schwantes, 1951, S. 142 ff.

Eisenzeit abgeschlossen gewesen sein. Zwischen den „Urkelten“ Sprockhoffs und den historisch bezeugten Kelten klafft demnach eine beträchtliche Zeitlücke, die archäologisch nicht zu schließen ist. Daß auch die Vergleichende Sprachforschung nicht in der Lage ist, eine tragfähige Brücke zu schlagen, zeigt Tackenberg am Beispiel der Flußnamen mit Endung auf -apa, die insbesondere zur Unterstützung der Urkelten-These herangezogen worden sind. Über ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Sprachbereich bestehen nach wie vor weitgehende Meinungsverschiedenheiten. Sie sind schon für keltisch, germanisch und illyrisch erklärt worden, ohne daß bis jetzt unanfechtbare Beweise für eine der genannten Zuweisungen erbracht wären. Nach Tackenberg „kann die Sprachforschung, was die apa-Namen anbetrifft, keine Unterstützung gewähren, um einen großen Ems-Weser-Kreis zu verankern oder gar mit dem Keltentum in Beziehung zu setzen“⁵.

Nordische Gerättypen drängen in stärkerem Maße erst in der Periode IV in den bis dahin mehr westeuropäisch orientierten Nordwestkreis ein. Es wäre erforderlich, die Ausbreitung des germanischen Kulturstromes, die – im Hinblick auf die später von Tacitus verbürgte Ausdehnung des von Germanen besiedelten Gebietes – für diesen Zeitraum angenommen werden muß, in ihren einzelnen Etappen zu verfolgen und für jede der folgenden Perioden die Grenze zu benennen, bis zu der sich das germanische Element durchgesetzt hatte. Diesem Vorhaben stellen sich jedoch Hindernisse entgegen, die darin liegen, daß das ganze Fundgut zwischen Niederrhein und Weser und zwischen Mittelgebirge und Nordseeküste aufgearbeitet vorliegen müßte, was nicht der Fall ist.

Nur so viel zeigt sich, daß das germanische Kulturinventar sich im Nordwestkreis nicht nur mit dem einheimischen auseinandersetzen mußte, sondern auch mit dem, welches aus Süddeutschland, dem Rheinland und Hessen einströmte und mit dem Sammelbegriff der Urnenfelderkultur bezeichnet wird. Wie der Name besagt, haben die Träger dieser Kulturbildung die Urnen, die mit den Resten der verbrannten Toten gefüllt waren, auf Friedhöfen beigesetzt, die regelrechte Urnenfelder bilden. Die materielle Hinterlassenschaft der Urnenfelderleute, die gewöhnlich als Illyrier angesprochen werden, weist viele Sonderheiten auf. Die gesamte Kultur ist sehr expansionskräftig und sendet über Westfalen hinaus bis zur Nordseeküste beeinflussende Kulturströme aus, mit denen das germanische Element in Konkurrenz trat. Es ist sogar in Erwägung zu ziehen, daß Urnenfelderleute bis nach Westfalen vorgedrungen sind. Auch im Fundmaterial des Kreises Ahaus lassen sich südliche und nördliche Kulturgüter bzw. Einwirkungen oder Berührungen beider Gruppen nachweisen.

Die Bronzegeräte

Wie schon in der älteren Bronzezeit so sind auch aus deren jüngerem Abschnitt Bronzegeräte nur in geringer Zahl bekannt. Aber selbst an den wenigen Ahauser Stücken ist der Tatbestand zweier verschiedener Kulturströmungen – der nordisch-germanischen und derjenigen der Urnenfelderkultur – nachweisbar.

Unter den Funden germanischer Provenienz nimmt ein geschlossener Grabverband von Legden-Haulingort (Kat.-Nr. 130) eine besondere Stellung ein, da hier gleich drei bronzene Gegenstände in einer Urne mit Beigefäß (Tf. 29 A) gefunden wurden. Eine solche Zusammensetzung gehört in Westfalen zu den Seltenheiten; überschlägige Berechnungen ergeben, daß auf etwa hundert Urnenbestattungen eine entfällt, die datierbare Bronzebeigaben enthält. Die Bronzen sind ein Rasiermesser (Tf. 29,1b), eine Haarzange (Tf. 19,1c) und eine kleine „Tätowiernadel“ (Tf. 29,1d). Die drei Geräte werden vermutlich zur Körperpflege gedient haben. Das Rasiermesser, dessen langrechteckiges Blatt zum Griffende hin abschrägt, stellt eine Weiterentwicklung der „Rasiermesser mit S-förmig zurückgebogenem Griff“ dar, einer Form, die nach Sprockhoff⁶ zum Inventar der IV. Periode der Bronzezeit des germanischen Gebietes gehört. Das Legdener Exemplar verkörpert insofern eine jüngere Ausprägung, als die ursprünglich freistehende S-Form des Griffendes mit dem Messerblatt verschmolzen d. h. mitgegossen ist. Nach Sprockhoff ist es der V. Periode zuzuordnen⁷. – Die Haarzange hat schmale, zur Beißfläche gleichmäßig sich verbreiternde Wangen. Älteste Typen dieser schlichten Art gehören im Nordkreis den Perioden III und IV an; gleiche Stücke sind jedoch in Niedersachsen von Tackenberg als langlebig und bis in die Eisenzeit geläufig nachgewiesen worden⁸. – Die Nadel mit kleiner, einem Nagelkopf ähnelnder Scheibe ist zur Klärung von Datierungs- oder Herkunftsfragen ohne Belang. Die ihr eigene Schaftkrümmung tritt von der IV. Periode der Bronzezeit an auf. Die Bedeutung des geschlossenen Fundes von Legden wird noch bei der Behandlung der Keramik herauszustellen sein.

⁵ K. Tackenberg, Festschrift Schwantes, S. 149.

⁶ E. Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Hortfunde Norddeutschlands (Periode IV), 1937, S. 33f.

⁷ E. Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Hortfunde der Südzone des Nordischen Kreises (Periode V), 1956, S. 110f.

⁸ K. Tackenberg, Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover, 1934, S. 8f.

Zwei weitere Rasiermesser, Funde aus Friedhöfen von Alstätte (Kat.-Nr. 14) und Gronau (Kat.-Nr. 83), sind ebenfalls von den germanischen Vorformen mit zurückgebogenem Griff abzuleiten. Das Gronauer Stück (Tf. 27,9) läßt trotz schlechten Erhaltungszustandes wiederum die schmalrechteckige Form des Blattes erkennen. Der Griff ist zu einer gestreckten Öse verkümmert. Bei dem Exemplar von Alstätte (Tf. 27,1), das nur noch aus einem Ösengriff und einer unverhältnismäßig kleinen, spitzzulaufenden Schneidenpartie besteht, hat man weniger den Eindruck, als ob hier der Rest eines zerbrochenen Stückes vorliege; vielmehr spricht die Beschaffenheit des Blattes für die Annahme, daß die Verkleinerung durch langen Gebrauch und wiederholtes Nachschleifen hervorgerufen sei. Ursprünglich dürfte es dem von Gronau ähnlich gewesen sein. Auch diese beiden Rasiermesser gehören nach Sprockhoff noch der V. Periode an.

Ein einziges Bronzegerät kann als Zeugnis für das Vorhandensein einer bodenständigen, weder zum nordischen noch zum Urnenfelderkreis gehörigen Kulturgruppe gewertet werden. Es handelt sich um ein im Museum Vreden befindliches Tüllenbeil, dessen Fundort unbekannt ist (Tf. 33,10). Es hat einen in der Draufsicht abgerundet viereckigen Tüllenmund. Der Rand der Tülle ist dachförmig profiliert. Der gestreckte Beilkörper schwingt zur Schneide hin in flachem Bogen aus, die Schneide selbst ist gerundet. Vom Tüllenrand führt ein schmaler Ösensteg in flachem Schwunge bis etwa zur Mitte der einen Schmalseite. Maßgeblich für die Zugehörigkeit zum Formenschatz des Nordwestkreises ist nach Sprockhoff⁹ außer der gerundet viereckigen Form des Tüllenmundes ein von seichten Rillen gebildetes „Lappenornament“ auf der hinteren Hälfte der Breitseiten. Diese Verzierung ist wegen des schlechten Erhaltungszustandes – die dicke dunkelbraune Moorpatina ist größtenteils abgeplatzt – nur schwach zu erkennen. Für den Zeitansatz ist die Form der Schneide von Bedeutung, die in der Periode IV fast ausnahmslos geradlinig, in der Periode V, wie bei unserem Stück, jedoch bogenförmig ausgebildet ist. – Ein weiteres Tüllenbeil von Alstätte-Schmäinghook (Kat.-Nr. 13) ist verschollen, so daß über sein Alter und seine Kulturzugehörigkeit nichts ausgesagt werden kann.

Eine dritte Gruppe jungbronzezeitlicher Geräte, deren Herkunft aus dem Urnenfelderbereiche außer Frage steht, ist durch ein zweischneidiges Rasiermesser und ein verziertes Messer mit Griffdorn vertreten. Der Fundort und die Identität des Rasiermessers (Tf. 20,9) konnte an Hand einer alten Beschreibung festgestellt werden. Danach stammt es vom Gräberfeld „Hünenkerkhoff“ bei Ammeln (Kat.-Nr. 22) und wird bezeichnet als „eine schöne Rarität, wahrscheinlich eine Schmucksache aus Erz. Andere halten sie für ein Fähnchen. Dies merkwürdige Alterthum . . . zeigt überall die so genannte aerugo nobilis (Edelpatina). In der Mitte breitet es sich in größerer Rundung aus, an beiden Enden ist ein Loch, vielleicht um es durch Knöpfe vor der Brust zu befestigen. Auf dem schmaleren Ende sind folgende Verzierungen noch ganz bemerkbar: Zwischen zwei gleichschenkligen Dreiecken, die ihren Scheitel je nach den beiden genannten Öffnungen richten, stehen nebeneinander zwei Rechtecke“¹⁰. Hinter dieser Beschreibung verbirgt sich das erwähnte Rasiermesser, das sich durch einen tief ausgeschnittenen runden Schneidenteil, einen lanzettförmigen, durchbrochenen Griff mit doppel-T-förmigem Mittelsteg und Ringösengriffabschluß als Urnenfeldertyp ausweist. Für die Datierung kann ein nahezu gleiches Exemplar aus Schleddebrück bei Gütersloh herangezogen werden, das Hoffmann der Periode IV, vielleicht sogar noch der Periode III zuschlagen möchte¹¹. Ein weiteres Stück, dessen Griffbildung ebenfalls mit der des Messers von Ammeln übereinstimmt, dessen Schneidenteil jedoch kürzer ist und eine Verzierung trägt, wird von N. Åberg an den Übergang von Periode III zu IV datiert¹². Es stammt von Eschborn im Main-Taunus-Kreis. – Zum Kreis der Urnenfelderkultur gehört auch das Messer von Schöppingen (Tf. 31,1). Es ist gekennzeichnet durch einen kurzen, kantig profilierten Griffdorn und durch eine gleichmäßig flach-bogenförmige Ausbildung des Messerrückens, der mit verschiedenen Liniengruppen verziert ist. Die Form wird im süddeutschen Bereich in die Stufe Hallstatt A datiert¹³, einen Zeitraum, der etwa unserer Periode IV entspricht.

Weitere Funde von Bronzegegenständen lassen über ihre Herkunft und Zeitstellung keine verbindliche Aussage zu. Die Lanzenspitze von Epe (Tf. 18,9) ist unverziert, der Tüllenmund schwach verdickt. Stücke dieser Art sind weder auf einen bestimmten Raum beschränkt, noch ist ihre Zeitstellung genauer zu fixieren. – Zerschmolzene Bronzereste aus dem Leichenbrand einer tiefbauchigen, topfartigen Urne von Vreden (Tf. 30,3a) sind vermutlich Teile einer Nadel mit flachgewölbtem, scheibenförmigem Kopf; ein kleines erhaltenes Stück des Nadelschaftes zeigt schwache Spuren einer Rippung.

⁹ E. Sprockhoff, Hortfunde der Periode V, S. 94.

¹⁰ E. Hüsing, Westfälisch-Münsterländische Heidengräber, 1855, S. 48 Anmerkung.

¹¹ H. Hoffmann, Stand und Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Westfalen IV. Westfälische Forschungen 2, 1939, S. 266 f.

¹² N. Åberg, Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie, Teil V, 1939, S. 80 f.

¹³ W. Kimmig, Die Urnenfelderkultur in Baden, 1940, S. 97 f.

Die Keramik der jüngeren Bronzezeit und der älteren Eisenzeit

Wie bei der Betrachtung der Bronzegegenstände ist auch für die Keramik eine Unterscheidung zu versuchen zwischen Gefäßen nordisch-germanischer Prägung und solchen, die aus dem Formenschatz der Urnenfelderkultur abzuleiten sind. Wenden wir uns zunächst den Gefäßen nordischen Ursprungs zu, so ist festzustellen, daß die Tonware für die Herausarbeitung einer typologischen Abfolge wenig geeignet ist – im Gegensatz zu den Bronzen, deren Stilwandel sich in einer bestimmbareren Richtung und über weite Gebiete hin gleichartig vollzogen hat. Unter dem keramischen Material des Kreises Ahaus finden sich zwar Gefäße, die man als „Grundformen“, und solche, die man als „Abkömmlinge“ aus diesen bezeichnen möchte. Es wird sich aber bei der Behandlung der einzelnen Gefäßgattungen zeigen, daß sich die „Grundformen“ keineswegs auf einen frühen Zeitraum innerhalb der keramischen Entwicklung beschränkt haben und mit dem Aufkommen „entwickelter“ Formen allmählich verschwunden sind, sondern daß sie in unveränderter Gestalt neben ihren Abkömmlingen lange Zeit weiterbestanden haben. Es muß darauf verzichtet werden, auf Grund typologischer Überlegungen eine mehr als überschlägige Datierung zu versuchen. Als zeitlich festgelegt können nur die Gefäße gelten, die in einwandfreiem Zusammenhang mit gut datierbaren Beigaben gefunden worden sind, wobei festzuhalten ist, daß eine solche zeitliche Fixierung individuell nur für das einzelne Gefäß zutrifft und keinesfalls auf die entsprechende Gefäßgattung in ihrer Gesamtheit übertragen werden darf. Unter den angeführten Gesichtspunkten ist die vorherrschende Beigabenlosigkeit der Urnengräber besonders bedauerlich, zumal von der zweiten Datierungsmöglichkeit – durch stratigrafische Untersuchungen geschlossener Gräberfelder – noch kaum Gebrauch gemacht worden ist. Die dadurch verursachte Unsicherheit in der chronologischen Einordnung der Gefäßtypen macht es weitgehend unmöglich, eine Abgrenzung des jungbronzezeitlichen Fundmaterials gegenüber dem ältereisenzeitlichen zu geben. Die keramische Entwicklung leidet bruchlos von der jüngeren Bronzezeit in die Eisenzeit hinüber.

Unter den Urnen aus dem Kreise Ahaus nehmen doppelkonische Gefäße einen breiten Raum ein. Der Doppelkonus im engeren Sinne hat die Gestalt zweier ziemlich steiler Kegelstümpfe von etwa gleicher Höhe, die mit ihren breiteren Teilen aufeinandergesetzt sind. Durch diese Konstruktion sind als wesentliche Merkmale der scharfe Umbruch, seine Lage in der Gefäßmitte und die Geradwandigkeit des Ober- und Unterteils bestimmt. Unter Doppelkoni im weiteren Sinne versteht man Gefäße, die zwar die beschriebene Grundkonzeption noch erkennen lassen, jedoch in einer oder in mehreren Einzelheiten von ihr abweichen. Solche Veränderungen treten auf hinsichtlich der Höhenlage des Umbruchs und seiner Ausbildung, des Höhen-Breiten-Verhältnisses, der Geradwandigkeit von Ober- und Unterteil und der Richtung des Oberteils. Um Weitschweifigkeiten und unterschiedliche Auffassungen bei der Beschreibung der Doppelkonus-Varianten auszuschließen, hat H. Gummel Vorschläge für eine einheitliche Terminologie unterbreitet, mit deren Hilfe alle vorkommenden Abarten umrissen werden können¹⁴. Die im folgenden (wie auch im Katalogteil) angewendeten Benennungen bedürfen zum Teil einer Erläuterung: Verhältnismäßig klar und schon gefühlsmäßig richtig zu deuten sind die Bezeichnungen „schlank“, „breit“ und „sehr breit“, die sich auf bei Gummel näher festgelegte Höhen-Breiten-Verhältnisse beziehen. Die Höhenlage des Umbruchs wird durch die Angaben „unter-, mittel- und oberständig“ festgelegt. Der Zusatz „steil“ bedeutet, daß das Gefäßoberteil im Gegensatz zum Unterteil der Zylinderform angenähert ist. Das Adjektiv „weich“ gibt an, daß der Umbruch nicht scharfkantig, sondern mehr bauchig geformt ist, wogegen er beim „Wulst“-Doppelkonus wie ringförmig aufgelegt erscheint. Der „geschwungene“ Doppelkonus hat ein schwach eingezogenes Ober- und ein sanft gewölbttes Unterteil, der „eingekhlte“ Doppelkonus endlich ist durch ein eingezogenes Ober- und ein gerades Unterteil gekennzeichnet. Darüber hinaus auftretende Abweichungen werden bei der Besprechung der betreffenden Gefäße gesondert mitgeteilt.

Echte Doppelkoni sind im Kreisgebiet in vier guten Exemplaren vertreten (Tf. 26,2; 28,4; 29,1; 31,3). Dank der Vergesellschaftung eines dieser Gefäße mit Rasierrmesser, Pinzette und Nadel (Tf. 29A) ist das Auftreten dieser Form für das westliche Münsterland in der V. Bronzezeitperiode nachweisbar. Nach den Ausführungen von Tackenberg zur Datierung der Doppelkoni¹⁵ darf man ein zeitliches Gefälle ihrer Verbreitung in ostwestlicher Richtung vermuten. In seinem Herkunftsbereich, der ostdeutschen Lausitzer Kul-

¹⁴ H. Gummel, Tongefäße aus der jüngeren Bronze- und älteren Eisenzeit im Museum der Stadt Osnabrück. Ein Beitrag zur Terminologie. Schumacher-Festschrift, 1930, S. 146 ff. – Von den vorgeschlagenen Benennungen sind diejenigen, die eine Ortsbezeichnung zur Bestimmung eines Typs heranziehen (Düstruper Doppelkonus, Düstruper und Ankumer Terrine) nicht übernommen worden, da sie einesteils das von Gummel selbst geforderte Prinzip der Benennung „nach der Form“ durchlöchern, andererseits, weil sie für ausgesprochene Zwischenformen stehen, die als solche treffend genug durch die Angabe der entsprechenden Abweichungen von der nächstverwandten Form bestimmt werden können.

¹⁵ K. Tackenberg, Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover, 1934, S. 67.

tur, gehört der „klassische“ Doppelkonus hauptsächlich der Periode IV an. Von dort ist er noch in demselben Zeitabschnitt in den Formenbestand des Nordischen Kreises aufgenommen worden. Für Mittel- und Westhannover wird sein Auftreten von Tackenberg in die Periode IV–V datiert, während einige von Hoffmann benannte westfälische Parallelen der Periode V zugewiesen werden¹⁶. Die angegebenen Zeitansätze beziehen sich in beiden Gebieten auf das früheste Auftreten von Doppelkoni der straffen Form. Es bleibt jedoch festzuhalten, daß das Weiterleben der Gefäßgattung bis in die ältere Eisenzeit von beiden Autoren festgestellt ist.

Für die Datierung der anschließend zu behandelnden Doppelkonus-Abarten stehen – mit einer Ausnahme – keine direkten Hinweise zur Verfügung. Theoretisch können sich die vielgestaltigen Varianten genau so gut außerhalb Westfalens – etwa schon in der Periode IV – aus den streng doppelkonischen Gefäßen entwickelt haben, wie sie auch erst hierzulande, etwa ab Periode V, entstanden sein können. Typologische Erwägungen machen es wahrscheinlich, daß sie im allgemeinen jünger sind als die Doppelkoni im engeren Sinne.

Endbronzezeitlich und ältereisenzeitlich dürften Gefäße sein, die annähernd dasselbe Höhen-Breiten-Verhältnis wie die schon beschriebenen Doppelkoni besitzen, jedoch von deren straffer Form abweichen. Für ein schwach oberständiges Gefäß aus Stadtlohn (Tf. 32,2), das infolge seines nicht ganz scharfkantigen Umbruchs einen plumperen Eindruck macht als die Doppelkoni der strengen Form, ist die Einstufung in die Eisenzeit dadurch wahrscheinlich zu machen, daß sich im Leichenbrand innerhalb der Urne neben einem Beigefäß ein „schlüsselartiges Eisengerät“ befunden habe. Leider sind die Beigaben verlorengegangen. – Einige Doppelkoni meist plumper Form, die mit dem Stück von Stadtlohn auf eine Stufe zu stellen sind, fallen dadurch auf, daß ihr Oberteil in der Randpartie senkrecht aufgebogen (Tf. 20,8; 30,6) oder ein wenig nach außen gelegt ist (Tf. 19,1; 28,5). Es ist m. E. nicht zu entscheiden, ob diese Gefäße Vorformen auf dem Wege zur Ausbildung der eigentlichen Randdoppelkoni darstellen oder ob eine umgekehrte Beeinflussung anzunehmen ist. Angesichts der streng doppelkonischen Gestalt der Urnen mit klar ausgeprägtem, scharfkantig umgelegtem Rand (Tf. 23,3; 29,4) möchte man der zweiten Möglichkeit den Vorzug geben. Für die Zeitstellung der Gefäße ist wichtig, daß alle bisher gefundenen Randdoppelkoni, die in Gesellschaft mit datierbaren Beifunden entdeckt worden sind, der Eisenzeit angehören. Im übrigen ist die Verwendung des Terminus „Randdoppelkonus“ als Bezeichnung für einen eigenen Typ nicht zu empfehlen, da die charakteristische Randform an Gefäßen der verschiedensten Art auftritt. Ein Vergleich der beiden Exemplare aus dem Kreise Ahaus zeigt, was gemeint ist. Bei der einen Urne aus Ammeloe-Doemern (Tf. 23,3) ist die Form breit und schüsselförmig geöffnet, während der Doppelkonus aus Legden (Tf. 29,4) nicht nur erheblich größer ist, sondern auch trotz seiner Breite einen mehr geschlossenen Eindruck erweckt, Unterschiede, die durch die gemeinsame Art der Randbildung keineswegs zu überbrücken sind.

Eine andere Variante der Doppelkoni stellen Gefäße dar, deren Ober- und Unterteil steilwandig und langgezogen ist, so daß sie schlank erscheinen. Den Normaltyp dieser meist oberständigen Gefäße bietet eine Urne aus Stadtlohn (Tf. 32,5), bei der die schwache Einziehung von Unter- und Oberteil und die weiche Form des Umbruchs den Eindruck der Schlankheit noch verstärken. Ein ähnliches Stück aus Gronau (Tf. 26,1) besitzt einen schärfer ausgeprägten Umbruch, der fast wulstförmig wirkt. In diese Gruppe darf man auch eine Urne aus Nienborg aufnehmen (Tf. 30,5), obwohl sie größere Unterschiede aufweist. Der Umbruch liegt nämlich unterhalb der Gefäßmitte, und das Unterteil ist leicht gebauht. Den Gesamtcharakter bestimmt jedoch das hochgezogene Oberteil, das im oberen Drittel fast zylindrische Form erreicht. Die Tendenz zur Ausbildung von langgestreckten Urnen doppelkonischer Form läßt sich schon in dem obengenannten jungbronzezeitlichen Exemplar aus Legden erkennen, das schlank genannt werden darf. Zwei ebenfalls in die Periode V datierbare hohe Doppelkoni von Lehbraken, Kr. Recklinghausen,¹⁷ können zur Bestätigung herangezogen werden. Immerhin übertreffen unsere drei Urnen, was die Schlankheit der Form angeht, die durch Bronzen datierten Gefäße beträchtlich, so daß man sie für jünger halten und der frühen Eisenzeit zuweisen möchte.

Eine weitere Untergruppe der Doppelkonus-Varianten stellen Gefäße dar, deren Umbruch über der Mitte liegt und die mehr oder minder breit erscheinen. Man kann jedoch nicht von einem festumrissenen Typ sprechen, da in Einzelheiten kein Gefäß dem anderen gleicht. Dadurch verstärkt sich der Eindruck, daß der Ausprägung dieser Formen keine klare Entwicklungslinie zu Grunde liegt, sondern daß sie als Zufallsergebnisse oder örtliche Sonderformen anzusehen sind. Eng an die echten Doppelkoni anzuschließen ist eine Urne aus Ammeloe-Doemern (Tf. 23,6), die mit jenen den verhältnismäßig kleinen Boden und die Scharfkantigkeit des Umbruchs gemeinsam hat. Auch ein weiteres Gefäß vom gleichen Fundplatz, das

¹⁶ H. Hoffmann, Westf. Forschungen 2, 1939, S. 261 ff.

¹⁷ K. Hucke, Ein Gräberfeld bei Hülsten, Kr. Borken. Bodenaltertümer Westfalens 5, 1936, Tf. 25.

zusammen mit zwei gebauchten Beigefäßen gefunden worden ist (Tf. 23,2. 2a. 2b), besitzt ein streng konisches Unterteil und einen scharfen Umbruch; das Oberteil ist jedoch deutlich eingekehlt. Typologisch betrachtet machen beide Gefäße einen frühen Eindruck, ohne daß angesichts der beschriebenen Datierungskalamität damit ein Hinweis auf die Zeitstellung gewonnen wäre. Zwei weitere Gefäße neigen schon zu stärkerer Rundung des Umbruchs; außerdem ist ihr Profil „geschwungen“ (Tf. 37,4; 21,1). Sie nähern sich dadurch der Form der Terrinen, die gesondert zu behandeln sind. Während man ihnen eine gewisse Harmonie des Gefäßaufbaus trotz der Verflauungserscheinungen nicht absprechen kann, fallen zwei andere Urnen insofern aus dem Rahmen, als sie unregelmäßig geformt sind (Tf. 22,6; 32,11). Das äußert sich nicht nur in der ungleichmäßigen Höhe, sondern auch darin, daß die Gefäße in sich kein einheitliches Profil besitzen. Bei einer Rundum-Betrachtung etwa des Gefäßes Tf. 22,6 wechselt namentlich die Form des Oberteils so stark, daß nicht zu entscheiden ist, ob man es als konisch, gekehlt oder zylindrisch mit Ansatz zur Schulterbildung beschreiben soll. Wenn für echte Doppelkoni ein Zeitansatz in die ältere Eisenzeit belegt ist, so wird man für so entwickelte – um nicht zu sagen entartete – Formen eine Datierung in die Eisenzeit für sicher halten und die Möglichkeit einer Einstufung in die Jungbronzezeit ausschließen. Gleiches gilt für ein etwas höheres Gefäß aus Heek (Tf. 27,8), bei dem man wegen seiner „verbeulten“ Form schwankt, ob man es überhaupt noch als Doppelkonus-Abkömmling führen soll. – Außerhalb der bisher beschriebenen Typengruppen stehen einige Gefäße, die, obwohl zur Sippe der Doppelkoni gehörig, als Sonderformen anzusprechen sind. Eine Urne mit weich geschwungenem Profil aus Ammeloe-Doemern (Tf. 21,5) wird wegen ihrer hoch gezogen-topfähnlichen Gestalt eisenzeitlich sein. Bemerkenswert ist bei einer breiten geschwungenen Urne mit weichem Umbruch aus Ammeloe-Lünten (Tf. 25,3) die Ausbildung eines kleinen Standringes. Durch besondere Größe fällt ein gekehlter Doppelkonus von Schöppingen-Tinge (Tf. 33,9) auf. – Nicht behandelt sind einige Gefäße, die sich durch verschiedene Eigentümlichkeiten als Verwandte der sogenannten Rauhtöpfe zu erkennen geben; sie werden weiter unten vorgeführt.

Eine zweite jungbronzezeitlich „nordische“ Gefäßform tritt uns in den Terrinen entgegen. Ihre wesentlichen Merkmale sind, nach Gummel, die starke Ausbauchung des Unterteils, ein deutliches Absetzen des Halses und dessen Geradwandigkeit. Entspricht ein Gefäß völlig dieser Beschreibung, so gehört es zu den „echten“ Terrinen; Abweichungen in Einzelheiten werden terminologisch, wie folgt, berücksichtigt: Da Terrinen normalerweise „hochbauchig“ sind, werden diejenigen mit größter Ausladung in der Mitte bzw. im unteren Drittel des Unterteils als „rundbauchig“ bzw. „tiefbauchig“ bezeichnet. Ist an Stelle des Bauches ein mehr oder minder scharfer Umbruch vorhanden, spricht man von „Schulterterrinen“. Geht der Hals ohne deutliche Abgrenzung in das bauchige Unterteil über, so haben wir eine Terrine mit „weichem“ Profil vor uns. Eine weitere Verflauung, bei welcher der Hals in gleichmäßig S-förmigem Schwunge in das Unterteil überleitet, ist die Terrine mit „geschwungenem“ Profil, die in extremer Ausprägung kaum noch vom geschwungenen Doppelkonus zu trennen ist. Nähere Auskünfte über das Verhältnis der Halslänge zur Gesamthöhe vermitteln Ausdrücke wie „hochhalsig“ und „kurzhalsig“.

Echte Terrinen sind im Fundmaterial des Kreises Ahaus nicht vertreten, wohl jedoch Schulterterrinen in guter Ausführung. Bemerkenswert ist eine in Gronau gefundene breite, gedrückte Form mit annähernd zylindrischem Hals, der durch eine seichte Riefe von der Schulter abgesetzt ist (Tf. 26,6). Der Typ ist nach Hoffmann¹⁸ aus den Schalenurnen Holsteins und Niedersachsens abzuleiten, die dort der IV.-V. Periode zugehören. Für ein ähnliches westfälisches Stück gibt Tackenberg¹⁹ eine durch Bronzebeigaben gesicherte Datierung in die Periode V, einen Zeitansatz, den wir auch für unsere Terrine annehmen dürfen. – Eine kräftig gebauchte Terrine aus Alstätte-Schmäinghook gibt sich durch ihren scharf abgesetzten kegelstumpfförmigen Hals als Nachfahre der nordischen Kegelhalsurnen zu erkennen (Tf. 19,5). Sie ist mit einem Gefäß aus Schale, Krs. Tecklenburg, zu vergleichen, das durch eine Vasenkopfnadel und ein Rasiermesser in die Periode V datiert ist²⁰, so daß auch für das Alstätter Stück ein endbronzezeitliches Alter als wahrscheinlich anzusehen ist. Für einige weitere Schulterterrinen fehlen einstweilen durch Bronzen datierte Parallelen aus Westfalen. Möglicherweise gehören sie wegen ihrer straffen Form noch in die jüngere Bronzezeit. Den erwähnten Urnen ist ein verhältnismäßig kurzer, zylindrischer Hals gemeinsam (Tf. 21,4; 26,3; 32,13; 36,10), der gewöhnlich durch einen scharfen Knick, in einem Falle (Tf. 26,3) noch zusätzlich durch eine schwache Riefe, von der Schulterpartie abgesetzt ist. Eine Sonderform stellt das Stück Tf. 32,12 aus Stadtlohn dar. Es enthielt neben Leichenbrand eine Knochennadel mit runder Öse und schwach gekrümmtem Schaft (Tf. 32,12a). Die Form des Gefäßes ähnelt einem steilen Doppelkonus; doch befindet sich knapp

¹⁸ H. Hoffmann, Westf. Forschungen 2, 1939, S. 263f.

¹⁹ K. Tackenberg, Frühe Eisenzeit, S. 76.

²⁰ H. Beck, Germania 21, 1937, Tf. 43,3.

über dem Umbruch eine schwache Einziehung, die durch eine seichte Riefe betont ist. Dadurch entsteht der Eindruck einer stark zurückgebildeten Schulter, die das Gefäß typologisch in die Nachbarschaft der Terrinen rücken läßt. Eine zweite Riefe verläuft unterhalb des etwas ausladenden Randes. Das Gefäß wird der älteren Eisenzeit angehören.

Einen breiten Raum nehmen im Fundmaterial die Rauhtöpfe ein. Die Benennung der aus grobgemagertem Ton hergestellten, dickwandigen Gefäße beruht darauf, daß der größte Teil der Gefäßwandung in ungeglättetem Zustand belassen oder durch Tonschlickbewurf zusätzlich aufgerauht worden ist. Als Eigentümlichkeit dieser Rauhtöpfe, die man nach einem niedersächsischen Fundort „Rauhtöpfe vom Harpstedter Stil“ benennt, hat ferner die Verzierung des Gefäßrandes zu gelten. Die gewöhnlich als „Wellenrand“ bezeichnete Randgestaltung wurde auf verschiedene Weise erzielt, „einmal dadurch, daß die Randpartie mit Daumen und Zeigefinger gegeneinander gekniffen wurde, zum andern durch regelrechte Fingernagelindrücke und zum dritten durch Fingertupfen an derselben Stelle. Die letztere Art überwiegt in der Häufigkeit des Vorkommens die beiden anderen bei weitem²¹.“ Eine vierte Art der Randbehandlung, die als Abwandlung des Fingertupfenmusters zu gelten hat, ist auf zwei Gefäßen unbekanntem Fundorts im Museum Vreden (Tf. 37,3. 5) und auf einem Gefäß aus Ammeloe (Tf. 22,1) angewandt worden. Es sind scharfkantige Eintiefungen auf dem Rande zu erkennen, welche mit einem rundstabigen Gerät eingedrückt worden sind.

Eine Gliederung der Rauhtöpfe in Typen hat Tackenberg an Hand des niedersächsischen Fundmaterials herausgearbeitet²². Seine Unterteilung in vier Formengruppen stützt sich auf die Unterschiede in der Gefäßprofilierung. Typ I umfaßt die stark oberständig doppelkonischen Formen, deren Unterteil steil und deren kurzes Oberteil schräg geneigt und dabei gerade oder nur schwach eingezogen ist. Typ II verkörpert die „zweiteilige“ Form; von dem meist hohen Unterteil ist der mehr oder minder stark eingekehlte Hals gut abgesetzt; der Rand biegt für gewöhnlich etwas aus. Im Typ III sind Gefäße mit „Tonnenform“ zusammengefaßt, und zwar sowohl die mit hochgezogen-eiförmiger Wandung als auch die, bei denen das Oberteil wie abgeschnitten erscheint. Der Typ IV umfaßt eine Reihe unterschiedlicher Formen, denen schwach S-förmiges Wandungsprofil gemeinsam ist.

Überraschend ist, daß im Fundmaterial des Kreisgebietes die Formengruppen I und III nach Tackenberg überhaupt nicht vorkommen, wogegen die Form II durch dreizehn Gefäße vertreten ist. Der Form IV kann ein einzelnes Exemplar – unter Vorbehalt – zugewiesen werden. Es hat etwa die Gestalt eines sehr weichen oberständigen Doppelkonus und ist, im Gegensatz zu den meist schlanken Rauhtöpfen, etwa genauso hoch wie breit (Tf. 19,3). Veranlassung für die Einordnung in Gruppe IV gibt neben der schwachen S-Form des Profils vor allem der Umstand, daß die Urne mit einer feinkörnigen Rauhung bedeckt ist und daß sich auf dem schräg nach innen abgestrichenen Rande Fingertupfen befinden, die allerdings nicht dicht den ganzen Rand bedecken, sondern nur vereinzelt und in unregelmäßigen Abständen eingetieft sind.

Die der Gruppe II angehörenden Rauhtöpfe sind untereinander nicht ganz einheitlich. Bei zweien von ihnen (Tf. 36,12; 37,3) ist das Oberteil durch einen stumpfwinkligen Knick vom Unterteil abgesetzt und dementsprechend steil; eine Einkehlung ist nur andeutungsweise vorhanden. Demgegenüber besitzen die übrigen Gefäße eine flach bogenförmige Halskehlung (Tf. 20,6. 7; 22,1–4; 28,2; 38,11), die bei zwei Exemplaren in eine deutliche Ausbiegung des Randes überleitet (Tf. 37,5. 6). Bei einem Gefäß ist statt der Kehle ein stumpfer Knick erkennbar (Tf. 36,13). Die Ausbildung des Wellenrandes ist auf verschiedene Weise bewerkstelligt. Runde Fingertupfen zeigen sich auf den Urnen Tf. 22,2–4 und 36,12. 13; einige andere sind mit Fingernagelkerben besetzt (Tf. 20,6; 28,2), die in einem Falle nicht senkrecht, sondern schräg zur Richtung des Randes angebracht sind (Tf. 20,7). Daneben treten die schon erwähnten runden Einstiche auf dem Rande auf (Tf. 22,1; 37,5. 6). Bei einem Gefäß ist der Wellenrand sehr sorgfältig durch Kneten mit Daumen und Zeigefinger hergestellt worden (Tf. 38,11). Eine Urne besitzt einen glatten Rand (Tf. 37,3), so daß sie – streng genommen – hier nicht aufgeführt sein dürfte. Die sonstigen Übereinstimmungen berechtigen jedoch, das Fehlen des Randdekors in diesem Einzelfall nicht so sehr als stilistische Besonderheit, denn als vielleicht unbeabsichtigte Abweichung zu beurteilen. – Die Oberflächenbehandlung des Unterteils variiert ebenfalls beträchtlich. Die Rauhung ist teils durch Aufklatschen von Tonschlick (Tf. 36,12; 37,5. 6), teils durch Auftrag feinkörniger Magerungsmittel, meistens wohl Sand, hervorgerufen (Tf. 20,6; 22,1. 2. 4; 28,2; 36,13; 37,3). Einige Gefäße sind nicht besonders gerauht, sondern lediglich in einem rohen Zustand belassen worden (Tf. 20,7; 22,3; 38,11). Die Halspartien sind dagegen mehr oder weniger gut geglättet. Als Besonderheit ist zu vermerken, daß ein Rauhtopf einen deutlich abgesetzten Fuß besitzt, der rundum mit Fingertupfen

²¹ K. Tackenberg, Frühe Eisenzeit, S. 52.

²² K. Tackenberg, a. a. O., S. 51 ff.

belegt ist (Tf. 20,6). Die Größe schwankt normalerweise zwischen 22 und 30 cm; das Gefäß mit gekniffenem Rand liegt mit 19 cm Höhe unter dem Durchschnitt. Auffällig ist ein kleiner, nur 16 cm hoher Rauhtopf von stark verzogener Gestalt.

Keines der Ahauser Gefäße kann durch mitgefundene Beigaben datiert werden. Der Hinweis, daß der Rauhtopf Tf. 22,4 eine Bronzenadel und ein Beigefäß enthalten habe, hilft nicht weiter, da keine Beschreibung der verlorengegangenen Stücke vorliegt. Zieht man für die Gewinnung eines – wenn auch nur ungefähren – Zeitansatzes die Ergebnisse zu Rate, die Tackenberg (a. a. O., S. 51 ff.) an den niedersächsischen Urnen des Harpstedter Stils herausgearbeitet hat, so darf als sicher gelten, daß die im Ahauser Kreisgebiet gefundenen durchweg der Eisenzeit angehören.

Es wurde schon erwähnt, daß die Ahauser Stücke mit wenigen Ausnahmen einem verhältnismäßig einheitlichen Typ angehören. In diesem Zusammenhang sind Überlegungen wichtig, die Tackenberg über die Entstehung des Harpstedter Stils angestellt hat. Danach soll die Tupfenverzierung des Randes als eine wahrscheinlich aus der Urnenfelderkultur übernommene Erscheinung zunächst – in der Periode V der Bronzezeit – auf verschiedenen einheimischen Gefäßformen gelegentlich einmal angebracht worden sein, ehe sie an der Wende zur Eisenzeit sich mehr und mehr auf bestimmte Gefäßformen beschränkte und in enger Verbindung mit diesen den eigentlichen Harpstedter Stil begründete. Es ist auch schon (a. a. O., S. 67) von einer Verkleinerung des Formenschatzes die Rede, wenn gesagt wird, daß die Formengruppe I bald aus der Mode gekommen sei und nur in den Beginn der La-Tène-Zeit hineinreiche. Möglich ist, daß sich die Verengung des Formenvorrats mit zunehmender Westverbreitung der Rauhtöpfe weiter zugespitzt und schließlich zur Dominanz der Formengruppe II in bestimmten Teilen Westfalens geführt hat. Das Vorherrschen der Formengruppe II im Ahauser Fundstoff läßt sich nicht gut als Zufall erklären.

Der Harpstedter Stil hat sicher lange gelebt. Für die Annahme, daß er noch in die Zeit nach Christi Geburt hineinreicht, kann beisteuern, daß der Rauhtopf mit sehr guter Wellenrandbildung aus Legden (Tf. 38,11) von einem Friedhof stammt, der typische Keramik der römischen Kaiserzeit geliefert hat. Möglicherweise bietet auch der Vergleich der Gefäßhöhen und -breiten ein Indiz für den zeitlichen Ansatz der Rauhtöpfe. Setzt man ein zeitliches Gefälle in der Westverbreitung der Rauhtöpfe ebenso voraus wie es für die Doppelkoni wahrscheinlich gemacht werden konnte, so ist wohl der Tatsache größere Bedeutung beizumessen, daß die Ahauser Exemplare im Durchschnitt unter der Gefäßhöhe der niedersächsischen Stücke bleiben. Es läge in dieser Richtung, daß der soeben erwähnte, für jung gehaltene Rauhtopf aus Legden, abgesehen von einem kümmerlichen Fehlbrand, mit Abstand die geringste Gefäßhöhe aufweist.

Als eine Mischfazies ist eine Reihe von Urnen anzusehen, die in der Gefäßform zu den Doppelkoni tendiert, in der Oberflächenbehandlung aber Rauhtopf-Charakter zeigt. Ein echter Doppelkonus ist die unterständige, etwas schiefe Urne Tf. 23,5, was die Gestalt anbetrifft. Ein Unterschied zu den Doppelkoni besteht jedoch darin, daß die Oberfläche des Gefäßes nicht einheitlich bearbeitet ist. Während das Oberteil eine gute Glättung besitzt, ist das Unterteil – wie bei einem Großteil der Rauhtöpfe – roh belassen. Daß diese Behandlung nicht auf einem Zufall beruht, geht daraus hervor, daß die Griffigkeit des Unterteils durch senkrechte, wohl mit den Fingerkuppen gezogene Streifen erhöht worden ist. Noch eindringlicher wird die Mittelstellung der vorliegenden Gruppe durch ein Gefäß von Alstätte-Schmäinghook (Tf. 19,2), das ein oberständiger, eingekehltter Doppelkonus ist. Bei ihm sind zwei Rauhtopfkomponenten festzustellen, die Schlickrauhung des Unterteils bei glattem Oberteil und enggesetzte, quer zur Wandung verlaufende Finger-nageleindrücke auf dem Rand. Die Urne enthielt ein eingekehlt-doppelkonisches Beigefäß (Tf. 19,2a). Ganz ähnlich in der Form ist ein Gefäß von Ammeloe-Köckelwick (Tf. 24,4), das durch groben Schlickbe-wurf auf dem Unterteil geraut ist, jedoch keine Randverzierung aufweist. Gleiche Behandlung zeigt eine Urne von Ammeloe-Doemern (Tf. 21,2); sie weicht nur in der Form etwas ab und ist als stark eingekehltter, breiter Doppelkonus zu bezeichnen. Es ist aufschlußreich, daß die drei letztgenannten Gefäße ein einge-kehlttes Oberteil besitzen. Diese Halsform haben wir als typisch für die im Kreisgebiet vorherrschende Art der Rauhtöpfe kennengelernt, so daß auch in dieser Gemeinsamkeit ein Zeichen für die enge Verwandtschaft erblickt werden darf. Man könnte sogar so weit gehen zu sagen, die vorliegenden Gefäße seien in Wirklichkeit Rauhtöpfe, deren Unterteil zu kurz geraten ist, eine Zuweisung, die zumal für das Stück mit getupftem Rand in Erwägung zu ziehen ist. Bezüglich der Datierung möchte man das erste der vier Gefäße der Misch-gruppe an die Seite der Doppelkoni stellen, die übrigen aber auf Grund ihrer engeren Beziehungen den Harpstedter Rauhtöpfen gleichsetzen.

Mit der vorstehenden Zusammenstellung ist der Überblick über die Urnenformen, die mit dem Vordrin-gen der Germanen in Zusammenhang zu bringen sind und sich hier weiterentwickelt haben, abgeschlossen. Wir wenden uns nun der zweiten Gefäßfamilie zu, welche sich durch das Auftreten von Urnenfeldereinflüssen von den nordischen Formen abhebt.

Während bei den Bronzegeräten der Urnenfelderkultur oftmals eine schlagende Übereinstimmung von in Nordwestdeutschland gefundenen Stücken mit solchen aus Süd- oder Südwestdeutschland festzustellen ist, kann von einer ähnlichen Einheitlichkeit bei der Keramik keine Rede sein²³. Eine direkte Abhängigkeit der westmünsterländischen Urnenfelderware von der des süddeutschen Kerngebietes muß demnach verneint werden. Enge Verwandtschaft ist jedoch zu der „Niederrheinischen Grabhügelkultur“ vorhanden²⁴, deren Mitgliedschaft zur weitverzweigten Familie der Urnenfeldergruppen außer Zweifel steht. Auf die Unterschiede in der Formgebung und Verzierungsweise der Gefäße, die eine Absonderung der niederrheinischen von der ihr nahestehenden mittelrheinischen Gruppe rechtfertigen, braucht im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen zu werden. Besonderes Interesse beansprucht jedoch, daß die Grenze zwischen beiden Gruppen, die nach Kersten als eine klare Linie ohne wesentliche Überschneidung faßbar ist, mit einiger Genauigkeit entlang dem nördlichen Rande des fruchtbaren Lößgürtels verläuft, der von der belgischen Provinz Brabant bis zum Teutoburger Walde den Mittelgebirgen vorgelagert ist. Demnach beschränkt sich das Vorkommen von Funden der niederrheinischen Grabhügelkultur auf die leichten Sandböden nördlich der Lößzone. Die Verbreitungskarte²⁵ läßt ein ziemlich geschlossenes Fundgebiet erkennen, das im Osten bis zur mittleren Lippe, im Norden bis an das Rheindelta und im Westen bis in die Mitte der niederländischen Provinz Nordbrabant reicht.

Die ältere Stufe (I) der Niederrheinischen Grabhügelkultur ist durch Keramik von hoher Qualität gekennzeichnet, die hart gebrannt, blank poliert und reich verziert ist. Charakteristisch ist die sogenannte Kerbschnittverzierung, bei der – in der Technik dem Linolschnitt vergleichbar – durch Einschnneiden und Herausheben von Teilen der noch weichen Tonmasse erhabene Muster in zentraler Anordnung erzeugt wurden, vor allem umlaufende Winkelbänder, die von Liniengruppen eingefast sind. Die eingearbeiteten Vertiefungen waren vormals in der Regel mit einer weißen, seltener mit einer rötlichen Masse angefüllt, die jedoch in den kalkarmen Sandböden in den meisten Fällen aufgelöst worden ist. Es scheint, als ob diese „bessere“ Verzierung vornehmlich im engeren Niederrheingebiet geübt worden und nur in dünnerer Streuung in den westfälischen Raum vorgedrungen sei. Eine weniger sorgfältige Zierweise, die hüben wie drüben etwa gleich stark vertreten ist, begnügt sich mit eingeschnittenen Linienmustern, bei denen Kombinationen aus gefüllten Dreiecken, Schrägstrichgruppen und Bögen die Hauptrolle spielen. Die Musterzone ist oben und unten von einer oder mehreren Reihen dichtgestellter Einstiche umsäumt. Auch diese Verzierungen waren gewöhnlich mit Inkrustationsmasse ausgefüllt. – Der Formenvorrat der Gefäße beschränkt sich auf wenige Typen. Am häufigsten sind Urnen, die eine Verwandtschaft mit den Zylinderhalsgefäßen der Urnenfelderkultur erkennen lassen. Durch wechselnde Ausgestaltung, insbesondere der Hals-Schulter-Partie, ergibt sich eine große Zahl von Varianten, die allerdings nicht nach typologischen Gesichtspunkten in eine durchgängige Entwicklungsreihe eingeordnet werden können, da alle nur denkbaren Übergänge vorkommen. Der seltene Fall, daß in einem Brandgrab außer der Urne noch ein Beigefäß und eine Deckschale beigegeben worden sind, tritt uns im Fundmaterial des Kreises Ahaus in einem Grabverband von Ammeloe-Doemern entgegen (Kat.-Nr. 38; Tf. 22,5. 5a. 5b). Die Urne, ein streng gegliedertes, schlankes Gefäß mit engem, etwas eingekehlttem Hals, steil abfallender Schulter und deutlichem Bauchknick, verrät ihre Abstammung von den Zylinderhalsurnen süddeutscher Herkunft. Augenfällige Übereinstimmung in Einzelheiten der Tektonik weist sie in die Nachbarschaft einer kerbschnittverzierten Urne aus Keppeln-Kalbeck, Krs. Kleve²⁶, die sich nur durch die etwas gedrungene Form von ihr unterscheidet. Gemeinsam ist beiden auch die Begrenzung der Verzierungszone auf die Schulterpartie, eine Eigentümlichkeit, die man als typisch für die Gefäße der Stufe I der Urnenfelderkultur anzusehen hat. Im Gegensatz zu solchen Hinweisen für die Verwandtschaft mit der Niederrheinischen Grabhügelkultur weckt das Verzierungsmuster der Urne von Ammeloe-Doemern Bedenken gegen eine vorbehaltlose Einbeziehung unseres Gebietes in den niederrheinischen Kreis. Zwar sind Verwendung von Schnittlinien für die Herstellung der Muster und Umsäumung mit Punktreihen auch dort geläufig; für die Gestaltung des Musters selbst gibt es jedoch m. W. keine Parallelen. Die eigentümliche Art, wie die schachbrettartig angeordneten Liniengruppen durch Schrägstriche miteinander verbunden sind, und insbesondere das Auftreten von einzelnen „Tannenbaum“-Motiven mit oberem Punktabschluß (Abb. 3) hat als etwas Eigenständiges zu gelten, wobei in Ermangelung von Vergleichsfunden nicht zu sagen ist, ob eine lokale Sondergruppe oder eine einmalige individuelle Anfertigung

²³ Auf die Schlußfolgerungen, die aus dieser Diskrepanz zu ziehen sind, wird später im Abschnitt über die Siedlungsgeschichte noch des näheren eingegangen.

²⁴ W. Kersten, Die niederrheinische Grabhügelkultur. Bonner Jahrbücher 148, 1948, S. 5 ff.

²⁵ W. Kersten, Bonner Jahrbücher 148, S. 19.

²⁶ R. Stampfuß, Das Hügelgräberfeld Kalbeck, Kr. Kleve, Tf. 12,4.

vorliegt. Eine Andersartigkeit des in Rede stehenden Fundkomplexes gegenüber dem, was im engeren Niederrheingebiet üblich ist, wird auch durch die unverzierte Deckschale (Tf. 22,5a) unterstrichen. Deckschalen treten zwar gelegentlich im Bereich der Niederrheinischen Grabhügelkultur auf – ihre Verwendung ist sicher eine Urnenfeldererscheinung – doch weicht ihre Form recht erheblich von unserem Stück ab. Dort sind die Schalen der älteren Stufe tief-schüsselförmig mit meist steiler, oben eingezogener Wandung; hier begegnet uns ein flaches Exemplar von weit ausladender, annähernd konischer Form. Das Beigefäß (Tf. 22, 5b) hingegen paßt gut in den Rahmen des am Niederrhein gebräuchlichen Formenvorrats. Scharf abgeknickte Ränder der Art, wie sie unser Stück zeigt, treten offenbar nur in der älteren Stufe der Urnenfelderkultur auf.

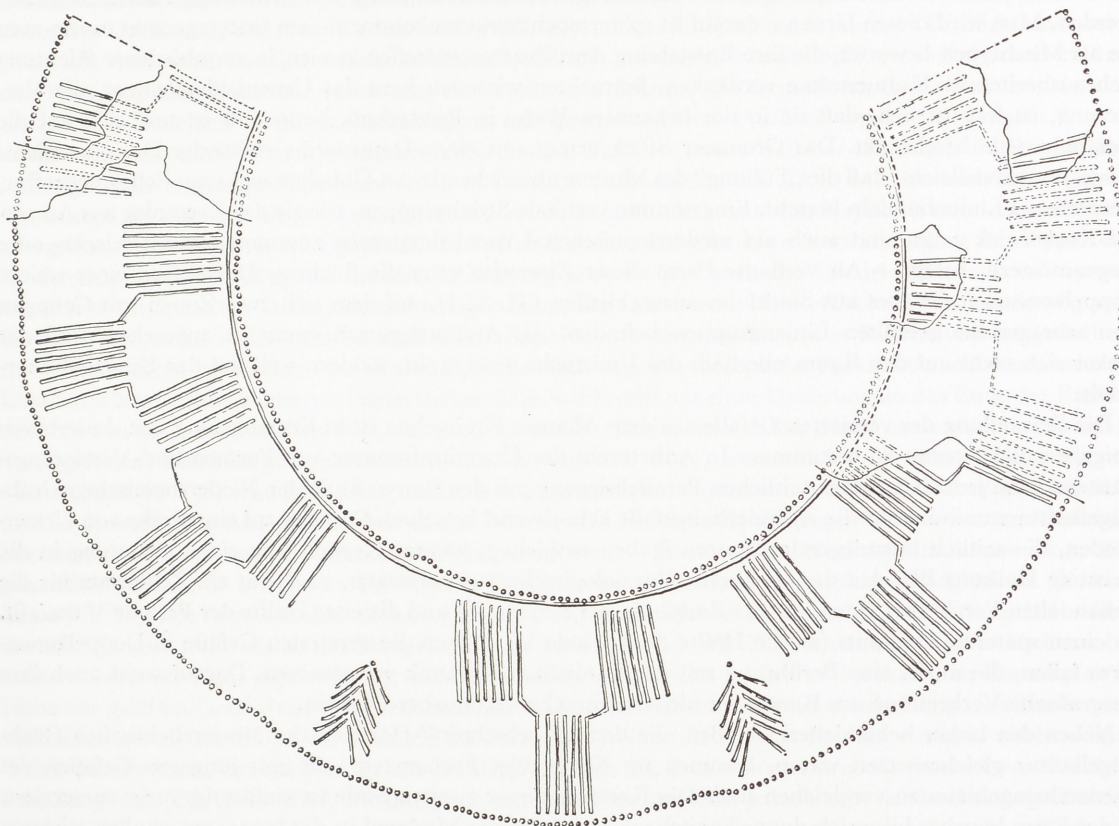


Abb. 3. Schulterornament einer Urne von Ammeloe-Doemern.
Kat.-Nr. 38. M. 1:3.

Enge Verbindungen zur Niederrheinischen Grabhügelkultur verraten weiterhin zwei „terrinenartige“ Urnen aus dem Grabhügelfeld von Alstätte-Schmäinghook (Tf. 20,1. 2). In ihnen tritt uns eine Spielart der Zylinderhalsurne von mehr gedrückter, breiter Form entgegen. Die Schulter ist gegenüber der Mehrzahl niederrheinischer Vergleichsstücke merklich verkürzt, jedoch wie bei jenen deutlich zum Hals hin abgesetzt. Dieser hat seine Zylinderform ziemlich rein bewahrt; eine leichte Ausschwingung der Randleippe ist auch an rheinischen Urnen vielfach zu beobachten. Für das Hauptmotiv der Verzierung, stehende, mit schrägrechts verlaufenden Schraffuren gefüllte Dreiecke, gibt es am Niederrhein zahlreiche Parallelen. Ebenso sind umlaufende Punktreihen – was schon erwähnt wurde – dort häufig anzutreffen. Als Beleg für den Zusammenhang in der Verzierungsweise sei auf ein Gefäß von Keppeln-Kalbeck, Krs. Kleve, verwiesen²⁷. Eine Besonderheit bietet die Urne Tf. 20,1 insofern, als an Stelle der gewöhnlichen Umsäumung durch Punktstichreihen unterhalb der Zierleiste eine umlaufende Reihe von Einstempelungen angebracht ist. Die breitovalen Eintiefungen lassen die Verwendung eines durch vertikale Stege gezähnten Gerätes erkennen.

Eine Urne aus Gronau ist hier anzuschließen (Tf. 27,11). Die Säumung der auf das Oberteil beschränkten Zierzone durch eingestochene Punktreihen wurde bereits als Kennzeichen der Urnenfelderkultur erwähnt.

²⁷ R. Stampfuß, Kalbeck, Tf. 17,9.

Die in Höhe des Umbruchs angebrachte Verzierung aus meist schlanken, in geringen Abständen nebeneinandergestellten Bogendreiecken hat als Abwandlung der streng geradlinigen, stehenden Dreiecke zu gelten. Im Gegensatz zu den besprochenen Mustern ist die „Füllung“ der Dreiecke nicht durch Schraffierung, sondern durch Einschachtelung von zwei bis drei entsprechend kleineren Dreiecken bewerkstelligt. Eigentümlich ist, daß die Fülldreiecke in verschiedenen Techniken hergestellt sind; jeweils zwei sind abwechselnd als Punktstichreihen und als Ritzlinien ausgebildet.

Größere Unterschiede gegenüber dem am Niederrhein üblichen Formenvorrat zeigen zwei Gefäße aus Ammeloe-Köckelwick (Tf. 24,8) und Gronau (Tf. 25,9). Wären sie unverziert, würde man sie ohne Bedenken in den Bestand der nordisch-germanischen Gefäße einverleiben, und zwar unter die Doppelkoni der breiten Form. Die Art der Verzierung hingegen kann nicht gut ohne die Annahme von Urnenfeldereinflüssen erklärt werden. Man wird diesen Urnen – darauf ist später noch zurückzukommen – am besten gerecht, wenn man sie als Mischtypen bewertet, die ihre Entstehung dem Zusammentreffen zweier, in verschiedener Richtung sich ausbreitender Kulturströme verdanken. Betrachten wir noch kurz das Urnenfelderelement, die Verzierung, ist festzustellen, daß sie in der bekannten Weise in Ritztechnik hergestellt ist und sich auf die Gefäßoberteile beschränkt. Das Gronauer Stück bringt mit einer Doppelreihe stehender Dreiecke nichts Neues, außer vielleicht, daß die „Füllung“ des Musters abweichend vom Üblichen nicht aus Schrägschraffur, sondern aus Linienbündeln besteht. Eingesäumte vertikale Strichgruppen, wie sie das Exemplar aus Ammeloe-Köckelwick zeigt, sind auch auf niederrheinischen Urnen, dort meist zusammen mit Dreiecks- oder Bogenmustern, belegt. – Als verflaute Form dieser Zierweise wäre die flüchtige Dekoration eines weichdoppelkonischen Gefäßes aus Stadtlohn anzuschließen (Tf. 32,1), auf dem sich zwei Zonen mit Gruppen von schrägrechts gestellten Liniengruppen befinden. Als Auflösungserscheinung ist anzusehen, daß der Dekor sich nicht auf den Raum oberhalb des Umbruchs beschränkt, sondern weit auf das Unterteil übergreift.

Die Zeitstellung der verzierten Gefäße aus dem Ahauser Kreisgebiet ist in Ermangelung von datierbaren Beigaben nicht genau zu bestimmen. In Anbetracht der Übereinstimmung von Formen und Verzierungsmustern kann jedoch an einer zeitlichen Parallelisierung mit der älteren Stufe der Niederrheinischen Grabhügelkultur zumindest für die Zylinderhalsgefäße kein Zweifel bestehen. Gestützt auf eine Reihe von Urnenfunden, die zeitlich festzulegende Bronzebeigaben enthielten, kommt Kersten²⁸ zu einer Datierung in die Zeitstufe Hallstatt B²⁹. Auf das nordische Chronologieschema übertragen, ist damit ein Zeitansatz für die behandelten Funde gewonnen, der die Endphase der Periode IV und die erste Hälfte der Periode V umfaßt. In einen späteren Abschnitt (zweite Hälfte der Periode V) dürften die verzierten Gefäße in Doppelkonusform fallen, die m. E. eine Berührung mit der nordischen Keramik voraussetzen. Darauf weist auch ihre geografische Verbreitung am Rande des niederrheinischen Kulturbereichs hin.

Neben den bisher behandelten Gefäßen, die dem „Kerbschnitt“-Horizont der Niederrheinischen Grabhügelkultur gleichzusetzen waren, kommen im Kreisgebiet Formen vor, die mit jüngeren Gefäßen des Niederrheingebietes zu vergleichen sind. Die Keramik dieser zweiten Stufe ist einförmig, meist unverziert, in der Form bauchig bis weichdoppelkonisch; das gemeinsame Merkmal ist der kurze, gewöhnlich trichterförmige, seltener zylindrische Hals. Während Gefäße dieser Art im engeren Niederrheinbereich in Fülle bekanntgeworden sind, treten sie im Kreisgebiet nur vereinzelt auf. Als typisches Exemplar der „Schrägrandurnen“ ist ein Gefäß unbekanntes Fundorts (Tf. 37,2) zu nennen. Es gehört der gedrungenen, rundbauchigen Untergruppe an. Eine andere Variante von mehr doppelkonischer Form verkörpert ein Gefäß mit ebenfalls scharf abgeknicktem Trichterrand aus Ammeloe-Doemern (? , Kat.-Nr. 39; Tf. 24,6). Innerhalb der normalen Variationsbreite bleibt auch ein „Schrägrandtopf“ unbekanntes Fundortes (Tf. 36,11). Verwandt und nur insofern etwas verschieden, als der Randteil nicht scharfkantig abgewinkelt ist, sondern in mehr oder weniger weicher Kehlung ausbiegt, sind die Urnen Tf. 21,3. 5; 24,5 und 28,3. Man kann sich mit einem Blick auf das Inventar eines der großen niederrheinischen Bestattungsplätze, etwa des Hügelgräberfeldes von Rheinberg, Krs. Moers³⁰, davon überzeugen, daß Gleichheit des Formenbestandes mit den oben genannten Ahauser Stücken besteht. Dementsprechend wird man auch die im Niederrheingebiet gewonnene chronologische Stellung der Keramik auf die westmünsterländischen Exemplare übertragen dürfen. Kersten³¹ macht wahrscheinlich, daß die Schrägrandurnen nicht nur die gesamte Hallstattstufe C belegen, sondern

²⁸ W. Kersten, Bonner Jahrbücher 148, 1948, S. 20–24.

²⁹ Entsprechend der Herkunft der Urnenfelderkultur ist die von P. Reinecke für Süddeutschland entwickelte und nach dem Gräberfeld von Hallstatt im Salzkammergut benannte Periodeneinteilung angewendet worden.

³⁰ R. Stampfuß, Das Hügelgräberfeld Rheinberg, Kr. Moers.

³¹ W. Kersten, Bonner Jahrbücher 148, 1948, S. 29 ff.

auch noch bis in die Endstufe (D) hineinreichen. Sie gehören demnach in den Endabschnitt der Bronzezeit und halten sich bis in die Eisenzeit hinein.

Bei der Betrachtung der Urnen, die nicht auf Anhieb entweder in die Gruppe der für germanisch erachteten Gefäße oder unter die Urnenfeldertypen eingereiht werden konnten, fallen zweihenklige, schlanke Töpfe auf. Schon der erste Blick (Tf. 23,4; 24,3; 25,2; 30,4; 33,8) vermittelt einen Eindruck von ihrer Geschlossenheit. Folgende Gemeinsamkeiten lassen sich feststellen: Schlanke Form, Oberständigkeit des Umbruchs, Lage der Henkel über dem Umbruch (sie reichen nicht bis zum Gefäßrande hinauf) und Kleinbodigkeit. Hinzu kommt eine bemerkenswerte Einheitlichkeit der Gefäßhöhe, die nur geringfügig – zwischen rund 22 und 26 Zentimeter – variiert. Als Grundkonzeption ist die steile Doppelkonusform zu erkennen. Unterschiede bestehen im Neigungswinkel des Oberteils, das mehr oder weniger steil sein kann, und in der Form des Umbruchs, der sowohl scharfkantig (Tf. 23,4; 25,2; 30,4) als auch stumpf (Tf. 33,8) und weich (Tf. 24,3) vorkommt. Es scheint nicht zweifelhaft, daß die „strengen“ Henkeltöpfe, die sich durch Geradheit der Wandung und Scharfkantigkeit des Umbruchs auszeichnen, die Grundform darstellen, und daß die Gefäße mit „weichem“, teils tonnenförmigem, teils geschwungenem Profil als typologisch jüngere Formen anzusehen sind, die sich aus jenen entwickelt haben. Für den ersten Teil der Annahme findet sich eine Bestätigung in einem geschlossenen Fund von Ammeloe-Doemern (Tf. 23,4. 4a). Er besteht aus einem Henkeltopf der strengen Doppelkonusform und einem Beigefäß, dessen breite Napfform mit dem steil hochgezogenen, schwach trichterartig ausladenden Rand ebenso auf eine enge Verwandtschaft mit Typen der Niederrheinischen Grabhügelskultur älterer Prägung hinweist wie auch die Verzierung der Schulterpartie mit stehenden, gefüllten Dreiecken und waagerechten Linienbändern. Da die Technik der Verzierung vom Üblichen abweicht – die Muster sind nicht eingeritzt, sondern bestehen aus Reihen von enggestellten, spitz-keilförmigen Einstichen – ist es ratsam, keine allzu enge chronologische Parallelität mit den verzierten Urnen des Niederrheingebietes zu unterstellen. Man wird wohl mit einer Datierung an das Ende der Bronzezeit, etwa in die Stufe Hallstatt B/C, das Richtige treffen. Endbronzezeitlich dürfte auch noch der ebenfalls strenggeformte Henkeltopf von Ammeloe-Lünten sein (Tf. 25,2), während für die entwickelten Typen (Tf. 24,3; 30,4; 33,8) eine Einstufung in die ältere Eisenzeit am wahrscheinlichsten ist. Eines dieser Gefäße (Tf. 30,4) weist eine Absonderlichkeit in der Bildung der Henkel auf; sie tragen oben einen zapfenartigen Fortsatz, der vermutlich als Daumenaufgabe gedient hat. – Zwei weitere Henkelgefäße können kurz abgehandelt werden, da infolge des Fehlens der Randpartien eine nähere Einstufung unmöglich ist. Die eine Urne (Tf. 33,4) ist ungewöhnlich dickwandig und hat plumpe Henkel auf dem Umbruch. Sie gehört offenbar als Spätform zur Familie der Doppelkoni. Das andere Gefäß (Tf. 25,7) scheint, obwohl es als Urne benutzt worden ist, nicht eigentlich zur Grabkeramik zu zählen. Die senkrecht durchlochenden Ösenzapfen in Höhe der größten Gefäßweite deuten darauf hin, daß es mit Hilfe einer Schnur aufgehängt werden konnte, vielleicht, um als Kochtopf Verwendung zu finden. – Größere Bedeutung ist dem einzigen vierhenkligen Gefäß beizumessen, das im Kreisgebiet herausgekommen ist, und zwar in dem Gräberfeld von Alstätte-Schmäinghook (Tf. 19,4). Die Urne hat geschwungene Terrinenform; jedoch geht der konkav-kegelförmige Hals nicht bruchlos in die Schulterpartie über, sondern ist durch eine – wenn auch schwache – Riefe abgesetzt. Die vier rundstabigen Henkel sitzen auf der Schulterwölbung. Herkunftsmäßig ist die vorliegende Form – wie auch die schon besprochenen henkellosen Terrinen – von den Kegelhalssurnen abzuleiten; sie hätte daher schon in dem Abschnitt über die Gefäße nordischer Provenienz mitbehandelt werden können. Eine besondere Behandlung ist deshalb gerechtfertigt, weil die Vermutung besteht, daß die gehenkelte Variante der Terrinen nicht auf dem gleichen Wege wie die übrigen germanischen Typen – nämlich von Osten oder Nordosten her – ins westliche Münsterland eingedrungen ist. Zwar gibt es in den Bereichen östlich der Weser eine Anzahl gehenkelter Terrinen; doch erweisen sie sich für die Herleitung unseres Gefäßes als wenig geeignet. Bei den jungbronzezeitlichen Gefäßen herrschen breite, bandförmige Henkel vor, während bei den ältereisenzeitlichen der Jastorf-Kultur³² die gleiche Erscheinung mit einer charakteristischen Randausbildung gekoppelt ist, die bei uns nicht auftritt. Dagegen bereitet die Ableitung von Gefäßen mit rundstabigen oder schmalbandförmigen Henkeln aus dem Nordseeküstenbereich keinerlei Schwierigkeiten. Dort spielen Henkelgefäße zudem eine größere Rolle, so daß eine direkte, südwärts gerichtete Ausbreitung, welche bis in unser Gebiet hineinreicht, für die plausibelste Erklärung zu erachten ist. Vielleicht läßt sich diese Verbindung noch schlüssiger herausstellen, wenn einmal die Verbreitung der oberständig-doppelkonischen Henkeltöpfe näher untersucht ist. Die fünf Exemplare aus dem Kreisgebiet bilden im Allerlei der Urnenformen eine verhältnismäßig fest umrissene Gruppe, so daß man geneigt ist, sie für einen selbständigen Typ zu halten.

³² Namengebend ist der große Urnenfriedhof von Jastorf, Kr. Uelzen, Ostthannover.

Unbehandelt geblieben sind bislang die Beigefäße, soweit sie nicht aus geschlossenen Funden stammen und bei der Betrachtung der zugehörigen Urnen mit erwähnt worden sind. Unter ihnen kehren Formen und Eigenarten der Oberflächenbehandlung wieder, die auch bei den Urnen geläufig sind. Einzelne Beigefäße haben jedoch unter den Urnentypen keine genaue Entsprechung, was uns veranlaßt, ihnen einen größeren Raum in der Behandlung zuzubilligen. Die den Urnen nahestehenden Formen können mehr summarisch vorgelegt werden, da sie für Datierungsfragen keine wesentlichen neuen Erkenntnisse vermitteln.

Ziemlich häufig sind Beigefäße, die als Kleinformen der Doppelkoni anzusehen sind. Wo sie in gesichertem Zusammenhang mit einer Urne gefunden worden sind, gehört auch diese zu den Doppelkoni. Eigenartigerweise können Beigefäße mit deutlich verflautem Profil zusammen mit verhältnismäßig strenggeformten Urnen vorkommen. Ein solcher Grabverband liegt von Ammeloe-Doemern vor (Tf. 23,2. 2a. 2b). Im Gegensatz zur Urne ist bei den beiden Beigefäßen die doppelkonische Gestalt nur noch andeutungsweise erhalten. Ähnliches ist auch von dem Beigefäß aus der durch die Bronzebeigaben datierten Urne von Legden zu sagen (Tf. 29,1a). Anders als bei dem sorgfältig geglätteten Hauptgefäß ist auf seine Oberflächenbehandlung kein Wert gelegt; auch die Formgebung ist sichtlich nachlässiger. Aus diesen Beispielen darf man entnehmen, daß Datierungsversuche nach typologischen Gesichtspunkten bei den doppelkonischen Beigefäßen womöglich noch weniger Erfolg versprechen als bei ihren großen Schwesterformen. Es muß demnach offenbleiben, ob wohlgeformte Exemplare wie die auf den Tafeln 20,4; 27,2. 7; 29,5; 32,4 und 36,5 abgebildeten noch endbronzezeitlich oder schon eisenzeitlich sind. Als sicher in die ältere Eisenzeit gehörig kann ein strenggeformt doppelkonisches Beigefäß aus Alstätte verbucht werden (Tf. 19,2a), da es in einem breiten Rauhtopf mit getupftem Rande lag. Im übrigen geht man nicht fehl, wenn man die übrigen „verwaschenen“ Doppelkonusformen, zumal die mit hochgezogenem oder ausladendem Rand (Tf. 20,5; 27,4; 28,6; 33,6; 36,4. 7), in der Regel als eisenzeitlich betrachtet. Einige können sogar – wie noch zu zeigen ist – der jüngeren Eisenzeit einverleibt werden.

Für einen jungbronzezeitlichen Ansatz kommen hingegen einige verzierte Beigefäße in Frage. Auf die Zeitstellung eines von ihnen (Tf. 23,4a) ist schon (S. 49) eingegangen worden. Genauso ist das Stück Tf. 36,1 einzustufen. Es besitzt fast die gleiche Form; seine Verzierung, ein aus je vier parallelen Ritzlinien gebildetes Sparrenmuster, bedeckt wiederum nur die Schulterwölbung. Beide Gefäße verraten damit ihre Abstammung von der (älteren) Kerbschnittstufe der Niederrheinischen Grabhügelkultur, von der auch die Gefäßform – Kegelhalsurne en miniature – abzuleiten ist. Typologisch etwas jünger ist ein verwandtes Gefäß aus Stadtlohn (Tf. 32,9). Wir bemerken eine Verflauung in der Tektonik, die sich in dem S-förmigen Profil äußert; die frühere Dreiteilung in Unterteil, Schulter und Hals ist nahezu verschwunden. Immerhin hält sich die Verzierung an das alte Schema, indem sie sich auf die Zone oberhalb des Umbruchs beschränkt. Das Muster selbst, bestehend aus umlaufenden, von Ritzlinien begrenzten Doppelsparren und einer Reihe kleiner, runder Einstiche, ist nicht sonderlich sorgfältig angebracht. Die Verwandtschaft mit den verzierten Urnen tritt jedoch noch zu Tage, so daß auch in diesem Falle ein endbronzezeitliches Alter in Erwägung zu ziehen ist. Zweifelhaft ist demgegenüber die Zeitstellung eines ungewöhnlich geformten Beigefäßes aus dem Landesmuseum Münster, dessen Fundort unbekannt ist (Tf. 33,5). Die Verzierung des birnenförmig gestalteten Bechers besteht aus senkrechten Strichbündeln, die von waagerechten Ritzlinienbändern eingefasst sind. Sie ist m. E. im Zusammenhang mit den vorhin beschriebenen Mustern zu sehen, zumal sie den üblichen Platz auf der Gefäßschulter einnimmt. Abgesehen vielleicht von dem sehr hochgezogenen Zylinderhals besteht jedoch sonst in der Form wenig Ähnlichkeit mit den gebräuchlichen Urnenfeldertypen, so daß Bedenken gegen eine chronologische Gleichsetzung entstehen.

Eine weitere Gruppe von Beigefäßen besitzt eine Gestalt, die man – weitgefaßt – als Blumentopfform bezeichnen kann. Für gewöhnlich ist die Wandung steil, meistens jedoch nicht völlig geradlinig, sondern leicht bis mäßig gebauht. Neben niedrigen Exemplaren (Tf. 24,2; 25,11; 29,3a) kommen alle Übergänge bis zur hochgezogenen Tonnenform vor (Tf. 35,11). Gelegentlich ist eine schwache Einziehung des Gefäßkörpers über der Standfläche bemerkbar (Tf. 25,13; 32,7), die sich so weit verstärken kann, daß ein deutlich hervortretender Fuß entsteht (Tf. 25,10; 35,11). In einem Fall ist die Kante an der Standfläche umlaufend mit Fingertupfen belegt (Tf. 32,7). Alle Gefäße sind durch grobe Machart gekennzeichnet; einige sind in ungeglättetem Zustand belassen, andere noch zusätzlich durch Auftragen von Tonschlick geraut worden, was an die Oberflächenbehandlung der Harpstedter Rauhtöpfe erinnert, so daß man an eine genetische Verbindung mit diesen denken möchte. Zwar fehlt den kleinen gerauhten Töpfen die typische Halskehlung der meisten Rauhtöpfe, doch brauchen die Beigefäße nicht unbedingt genaue Abbilder der zugehörigen Urnenformen zu sein. Der Schluß war schon aus der Betrachtung der Kleinformen zu ziehen, die zusammen mit guten doppelkonischen Urnen gefunden worden sind. Leider sind fast alle „Blumentopfnäpfe“ ohne die

zugehörigen Urnen auf uns gekommen; man kann nicht einmal sagen, ob sie ursprünglich auf urnenlosen Leichenbrandhäufchen gelegen haben, oder ob die Zusammengehörigkeit zu den Urnen nur nicht überliefert ist. Der eine Fall, wo ein Näpfchen gemeinsam mit einer Urne auftritt, widerspricht der oben geäußerten Vermutung; denn der Leichenbrandbehälter ist eine Terrine mit abgesetztem, geknicktem Hals, der unten konisch, oben zylindrisch gebildet ist (Tf. 29,3. 3a). Für die Annahme einer direkten Ableitung der gerauhten Näpfe von den Rauhtöpfen des Harpstedter Stils ist somit vorerst keine Veranlassung gegeben. Man kann jedoch soviel sagen, daß Rauhung der Außenwand, vielleicht schon von der Endbronzezeit an, in der Eisenzeit durchgehend bis in die römische Kaiserzeit geübt worden ist. Entsprechend sind unsere Näpfe als eisenzeitlich anzusehen. Wegen seiner Vergesellschaftung mit jüngeren Gefäßresten ist zumindest einer von ihnen (Tf. 35,11) in die jüngere Eisenzeit zu datieren. Der genannte Fundkomplex wird später behandelt (S. 58).

Einige außergewöhnlich kleine Beigefäße können als Kümmerformen schnell abgehandelt werden. Wegen der meist rohen Behandlung der Wandung wären wir veranlaßt, sie für eisenzeitlich zu halten, wenn nicht die Gestalt von einer Unregelmäßigkeit wäre, die sonst bei keinem anderen, größeren Gefäß festzustellen ist (Tf. 25,4. 6; 27,10; 46,7). Da diese Gebilde eigentlich nur als Erzeugnisse von unkundiger Hand zu erklären sind, wird man sie nicht zu chronologischen Schlußfolgerungen benutzen dürfen. Ich halte sie – auch wegen ihrer Kleinheit – für Arbeiten von Kinderhand.

Die Bestattungssitten

Die Abkehr von der Sitte der Leichenbeerdigung und die Hinwendung zur Brandbestattung, die den Übergang von der älteren zur jüngeren Bronzezeit begleiten, können – zusammen mit dem wiedererwachten Interesse an der Töpferkunst – als Indikatoren für die Grenzziehung zwischen beiden Perioden herangezogen werden. Es steht zu vermuten, daß der Wechsel im Totenbrauchtum nicht ohne einen Wandel in der religiösen Vorstellungswelt vonstatten gegangen ist, obgleich ein direkter Beweis dafür kaum zu erbringen ist. Übergangserscheinungen zwischen dem alten und dem neuen Ritus, wie sie das Beispiel des Grabes von Heiden, Krs. Borken, illustriert (S. 36 f.), zeigen, daß sich der neue Ritus nicht schnell durchsetzte. Wendet man den Blick von den eigentlichen Bestattungen auf die nächste Umgebung der Gräber, findet man genügend Veranlassung, eine Kontinuität der Entwicklung anzunehmen. Traditionelle Bindungen werden durch die enge räumliche Nachbarschaft offenkundig, in welcher älterbronzezeitliche Körpergräber und jungbronze- bis eisenzeitliche Brandgräber in vielen Fällen angetroffen worden sind. Vornehmlich die großzügig ausgegrabenen Friedhöfe lassen fast durchweg ein Weiterwachsen der alten Gräberfelder erkennen. Geblieben ist in der jüngeren Bronzezeit auch die Sitte, Grabhügel über den Toten zu errichten, wenngleich im allgemeinen nicht mehr der gleiche Aufwand getrieben wurde, was Größe und Ausstattung der Hügel anbelangt. Über Einzelheiten der Grabsitten unterrichtet Teil II, S. 72 ff.

Besiedlungsgeschichte

In der Einleitung zu diesem Kapitel ist als Ausgangsbasis für die Erklärung des weiteren geschichtlichen Besiedlungsablaufs ein kurzer Überblick über die kulturelle Situation in Nordwestdeutschland gegen Ende der älteren Bronzezeit gegeben worden. Es wurde gezeigt, wie in deren Endstufe (Periode III) „nordische“ Erscheinungen von Nordosten her gegen den westeuropäisch orientierten „Nordwestkreis“ vordrangen, den Bereich der Mischzone zwischen Niederelbe und Unterweser vollends einnahmen und in der folgenden Periode (P. IV) die Weser-Aller-Grenze zu überschreiten begannen. Diese „nordische“ Kulturwelle läßt sich als archäologischer Niederschlag einer Einwanderung erklären, als deren Träger germanische Menschengruppen in Frage kommen. Andererseits wurde auf die Ausweitung eines von Süddeutschland ausgehenden Kulturpräges hingewiesen, dessen eine Stoßrichtung rheinabwärts bis in den niederländischen Raum hinein zu verfolgen war. Da kein bestimmter, in späterer Zeit historisch bezeugter Stammes- oder Volksname mit ausreichender Wahrscheinlichkeit mit den Trägern dieser Kultur in Verbindung gebracht werden kann, wurde sie mit Bezug auf die vorherrschende Grabsitte als „Urnfelderkultur“ vorgestellt. Bei der anschließenden Betrachtung des jungbronzezeitlichen und eisenzeitlichen Fundmaterials aus dem Kreise Ahaus stellte sich heraus, daß sowohl unter den Bronzegegenständen als auch innerhalb der Keramik eine Trennung möglich war in Formen, die nordisch-germanisch zu nennen und in solche, die aus dem Urnenfelderkreis abzuleiten sind. Damit erhebt sich die Frage nach der geschichtlichen Aussage, die aus diesem Befund gewonnen werden kann.

Erschwerend für die Beurteilung, wie sich die Auseinandersetzung zwischen den beiden genannten Kulturen zugetragen hat, ist der Umstand, daß die Berührung nicht in einem leeren Raum vor sich gegangen

ist. Als einer dritten Komponente muß mit der alteingesessenen Bevölkerung gerechnet werden, die zwar im Fundgut nur andeutungsweise gefaßt werden konnte, deren Wirksamkeit jedoch an der Kontinuität des Grabbrauchtums, die über die Zeit der Auseinandersetzung weit hinausreicht, zu ermessen ist. Auf das Kreisgebiet beschränkt soll im Folgenden versucht werden festzustellen, ob einer der beiden Fremdeinflüsse früher spürbar wird als der andere, oder ob beide annähernd gleichzeitig eintreffen; ferner, ob eine Aussage über die geschichtlichen Vorgänge aus dem Erscheinungsbilde der von außen hereingetragenen Neuerungen abgeleitet werden kann.

Nach den im Abschnitt über die Bronzegeräte gegebenen Datierungen der im Kreisgebiet gefundenen Messer- und Rasiermesserformen hat es zunächst den Anschein, als ob die Priorität des Auftretens den Urnenfeldertypen zukäme. Tatsächlich kann man für das Messer mit Griffdorn aus Schöppingen auf Grund seiner Übereinstimmung mit süddeutschen Formen nur die Periode IV, für das Rasiermesser mit durchbrochenem Griff aus Ammeln den Zeitraum Periode IV oder früher in Ansatz bringen, während germanische Formen erst durch Exemplare der Periode V vertreten sind. Hierbei ist allerdings zu bedenken, daß Bronzen ohne Schwierigkeit auf dem Handelswege über weite Strecken transportiert werden können, während die zerbrechlichen Gefäße nur in Ausnahmefällen den engen Kreis ihres Herstellungsortes überschreiten. Aus ganzen zwei Urnenfelderbronzen im Kreise Ahaus – oder einem guten Dutzend im gesamten westfälischen Bereich – ist keine direkte Beeinflussung oder gar Einwanderung von Urnenfelderleuten abzuleiten, wenn nicht die Keramik dafür die Bestätigung erbringt. Unser Griffdornmesser ist als Beigabe auf einem Leichenbrandhäufchen gefunden worden. Das Rasiermesser soll nach E. Hüsing „auf einer langen, schmalen Reihe verscharrter Gebeine“ gelegen haben³³. Vielleicht ist es trotz der Dürftigkeit der letzten Aussage statthaft, aus ihr einen Hinweis auf die Art der Bestattung zu ziehen. Hüsing ist kein Fachmann gewesen. Seine Beschreibung des Rasiermessers (siehe S. 40) ist zwar umständlich, dennoch war nach ihr eine Identifizierung des Stückes mehr als hundert Jahre nach der Auffindung möglich. Es darf demnach als wahrscheinlich angesehen werden, daß seine Bemerkung zur Grabform trotz aller Unvollständigkeit richtig ist³⁴. Eine „lange, schmale Reihe verscharrter Gebeine“ wäre in der fraglichen Zeit (Periode III/IV der Bronzezeit) keine undenkbare Erscheinung. In diesem Abschnitt hat sich der Übergang von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung vollzogen. Zwischenstadien, bei denen noch der äußere Rahmen der älteren Beisetzungsart – körperlanger Grabschacht, Baumsarg – gewahrt blieb, obwohl die Verbrennung der Toten schon üblich war, sind beobachtet worden. Das Beispiel des Grabes von Heiden (siehe S. 36f.), bei dem die Verbrennung an Ort und Stelle erfolgte, kann durch einige Belege aus den Niederlanden vermehrt werden, wo die Reste des anderswo verbrannten Körpers in einer Grabgrube von rechteckiger Form ausgestreut waren³⁵. In beiden Fällen erscheint bei der Aufdeckung eine „lange, schmale Reihe“ von Leichenbrand. Daß es sich bei Hüsing's Beobachtung um solchen gehandelt hat, geht m. E. daraus hervor, daß sich in den Sandböden des Münsterlandes unverbrannte Skeletteile infolge der starken Auslaugung nur kurze Zeit erhalten³⁶. Vielleicht hielt auch Hüsing, der vermutlich Augenzeuge vieler Grabungen war und Bestattungen in Urnen sowie kompakte Leichenbrandhäufchen als die vorherrschenden Grabformen kennengelernt hatte, den beobachteten Befund für ungewöhnlich, so daß er ihn deshalb einer besonderen Erwähnung in einer an die Nünning-Übersetzung angehängten Fußnote für wert befand. – Wichtiger noch als die Grabform ist m. E., daß beide mit Urnenfelderbronzen ausgestatteten Brandgräber keine Keramik enthielten. Man wird aus diesen Befunden vielleicht sogar schließen dürfen, daß zum Zeitpunkt der Bestattung der beiden Toten noch keine der keramikführenden Kulturen durch Einwanderer in unserem Gebiet vertreten war, sondern daß wir es bei den Toten mit Angehörigen der einheimischen Bevölkerung zu tun haben, die, gleichwie in den vorhergehenden Perioden der älteren Bronzezeit, ihren Toten keine Gefäße mit ins Grab zu geben pflegte. Die beigegebenen Bronzen wären dementsprechend als Handelsgut anzusehen und nicht als Mitbringsel landnehmender Fremdlinge.

Die Frage nach der Priorität des Auftretens von Einwanderern aus Nord oder Süd kann somit nur nach dem Erscheinungsdatum der jeweiligen Keramik untersucht werden. Für die Urnenfelderformen konnte oben im Einvernehmen mit Kersten eine Datierung der älteren Typen an den Übergang der Perioden IV/V gegeben werden. Dabei haben schlanke, eng- und hochhalsige Gefäße wie dasjenige von Ammeloe (Tf. 22,5)

³³ E. Hüsing, Übersetzung von: J. H. Nunningh, *Sepulcretum Westphalico-Mimigardico-gentile . . .*, S. 48, Anmerkung.

³⁴ Nach Aussage einer Enkelin des Erstbesitzers Dr. med. Schwing, Osterwick, war Vikar Hüsing häufig bei den Ausgrabungen anwesend; er berichtet somit wohl nach eigenem Augenschein.

³⁵ Gute Beispiele bilden u. a. Sekundärbestattungen in den Hügeln I und III von Grootebroek, Prov. Groningen, die von van Giffen ausgegraben worden sind.

³⁶ Selbst in mittelalterlichen Skelettgräbern ist bei normaler Tiefenlage selten mehr als die Silhouette der Toten erhalten.

am ehesten Anspruch auf eine Zuweisung in die Periode IV, während die breiteren, kurzhalsigen Formen einen etwas jüngeren Horizont vertreten dürften. Demgegenüber gehören die ältesten im Kreisgebiet gefundenen nordischen Gefäße erst der Periode V an, wie insbesondere der schöne geschlossene Fund von Legden bekundet. Hoffmann zufolge³⁷ ist früheres, der Periode IV zugehöriges germanisches Gut in Westfalen nur ganz vereinzelt festzustellen, und zwar nur am nördlichen und nordöstlichen Gebirgsrand der Münsterländischen Bucht. Aus dem allmählichen Vorrücken der Germanengrenze, wie sie für die vorhergehenden Perioden der Bronzezeit aufgezeigt werden konnte, ist die Richtung des Vordringens zu ersehen. Da eine Änderung des Tempos im Anwachsen des von Germanen erreichten Gebietes nicht anzunehmen ist, darf ihre Ankunft im abgelegenen Kreis Ahaus erst in einem fortgeschrittenen Abschnitt der Periode V erwartet werden, zu einer Zeit also, als die Urnenfelderkultur dort schon eine Zeitlang Fuß gefaßt hatte. Ist es nun möglich, an Hand der archäologischen Belege Angaben zu machen über die Umstände, unter denen sich die dreifache Begegnung zwischen Einheimischen, Urnenfelderleuten und Germanen abgespielt hat?

Die Antwort ergibt sich aus der Zusammenschau einer Reihe von Einzelbeobachtungen, die zum Teil schon erwähnt worden sind. Über das Schicksal der alteingesessenen Bevölkerung vermag man insofern Aufschluß zu gewinnen, als allenthalben im Münsterland eine Kontinuität im Bestattungswesen feststellbar ist. Die Tatsache, daß nicht nur die Örtlichkeit der alten Friedhöfe bei späteren Bestattungen beibehalten, sondern auch die Art der Grabgestaltung mit Hügel und Umfassungsgraben fortgeführt worden ist, basiert auf der Voraussetzung, daß die Träger dieser Tradition – zumindest in ihrer überwiegenden Mehrheit – unbehelligt im Lande verblieben sind. Die verhältnismäßig geringe Zahl von Urnen, die mit der älteren Stufe der Niederrheinischen Grabhügelkultur zu verbinden ist, macht es unwahrscheinlich, daß eine Masseneinwanderung von dieser Seite stattgefunden hat. Man möchte eher annehmen, daß das Einrücken der Leute vom Niederrhein nur einen bescheidenen Umfang erreichte. Eine Anzahl von jüngeren Urnenfeldergefäßen mit Trichterrand, die sich in nichts von der Keramik des niederrheinischen Ursprungslandes unterscheidet, zeigt an, daß in der Folgezeit ein enger Kontakt der „Kolonisten“ mit dem „Mutterland“ bestanden hat. Auch von germanischen Neusiedlern muß man wegen der geringen Zahl sicher bronzezeitlicher Bestattungen annehmen, daß sie nur in kleinen Gruppen eingewandert sind. Zieht man weiterhin in Betracht, daß neben der althergebrachten Grabbauweise Urnenfeldergefäße und nordische Keramik einträchtig auf einem Friedhof zusammen vorkommen, wird man die Möglichkeit von kriegerischen Auseinandersetzungen bei der zweischichtigen Landnahmeaktion für unwahrscheinlich halten. Nach allgemeiner Überzeugung hat es sich bei allen drei beteiligten Volksgruppen um Bauern gehandelt. Große Funddichte in den Bereichen, die von den Kulturen der Neuankömmlinge schon vorher in Besitz genommen waren, deutet darauf hin, daß Übervölkerung zwang, die Siedlungsräume zu vergrößern. Nicht Eroberungsdrang war offenbar das Motiv zum Aufbruch, sondern der Wunsch, Acker- und Weideland dort zu erwerben, wo es mit geringsten Schwierigkeiten erhältlich war. Diese Erklärung paßt zu der überaus langsamen Ausweitung des Germanengebietes, deren über Jahrhunderte auseinanderliegende Etappen wir oben aufgezeigt haben. Offensichtlich sind die Ausziehenden nicht auf Nimmerwiedersehen „in die Fremde“ gezogen, sondern nur so weit über die Grenze des geschlossenen Heimatraumes hinaus, wie unbedingt notwendig war. Diese „Vorstöße“ brauchen nicht über den Umfang von Tagesreisen hinausgegangen zu sein; sonst hätte es nicht Jahrhunderte gedauert, um von der Elbe bis zur Weser und von dort bis an den Rhein zu gelangen. Streitigkeiten mit den Bewohnern der erstrebten Gebiete ließen sich vermeiden. Wie die Verbreitung der älterbronzezeitlichen Friedhöfe zeigt, war das Land dünn besiedelt, Ödland also in Menge vorhanden. Man machte davon urbar, so viel man brauchte, dehnte allmählich seinen Besitz aus und wurde so – kaum merklich – Nachbar eines Bauern, dessen Hof vielleicht seit Steinzeittagen in Familienbesitz war. Die „Landnahme“ entpuppt sich damit als ein langwieriger Vorgang, den man als ein Einsickern neuer Bevölkerungsteile bezeichnen kann, als einen Prozeß, der deshalb friedlich verlief, weil niemand behelligt wurde und weil man sich aneinander gewöhnen konnte. Ähnliche Vorstellungen wie die hier am Beispiel der germanischen Expansion entwickelten darf man sich auch von der Ausbreitung der Urnenfelderkultur machen. Schon die Mittelrheingruppe der frühen Hallstattzeit vertritt das Erscheinungsbild des süddeutschen Kernlandes nicht mehr rein, ein Zeichen, daß unterwegs vorgefundene Fremdeinflüsse übernommen und zum Teil assimiliert worden sind. Die Niederrheingruppe als jüngere Sproßform hat bei aller Abhängigkeit eigenes Gepräge, von dem wiederum nur ein Teil bis in die Randzonen des jüngst erworbenen Siedlungsraumes ausstrahlt. Der echte Kerbschnitt hält sich fast ausnahmslos innerhalb der Grenzen des geschlossenen Gebietes, das von der mittleren Lippe im Osten bis zum Rheindelta im Norden und – in weniger starker Konzentration – bis nach Nordbrabant hineinreicht. Außerhalb dieses Hauptgebietes zeigt die Verbreitungskarte³⁸ eine locker umrissene

³⁷ H. Hoffmann, Westf. Forschungen 2, 1939, S. 268.

³⁸ W. Kersten, Bonner Jahrbücher 148, 1948, S. 19.

„Sickerzone“ zwischen Ijssel und Ems, in der die einfachere Zierweise der Ritzlinien auf den Gefäßen vorherrscht – so auch im Kreise Ahaus.

In der Zeit nach der Berührung zwischen der Urnenfelder- und der germanischen Kultur erwies sich die letztere auf die Dauer als dominant, vermutlich weil sie sich engmaschiger fortbewegte und eine ständige Fühlung mit dem Hinterland erhalten blieb. Ganz so „kurz und wirksam“ wie Hoffmann meint³⁹ ist die Auseinandersetzung des germanischen mit dem Urnenfelder-Element jedoch nicht oder wenigstens nicht überall gewesen, wie an der Anwesenheit der endbronzezeitlichen Schrägrandurnen zu belegen ist. Mit der Wende zur Eisenzeit schritt die „Germanisierung“ der Keramik dann rascher voran. Doppelkonusvarianten, Terrinen und erstmalig die Harpstedter Rauhtöpfe stellen das Gros der Urnenfunde dieser Zeit. Einschläge aus dem gleichfalls germanischen Nordseeküstenstreifen verraten die Henkeltöpfe. Dennoch hielt sich der einheimisch-angestammte Bestattungsbrauch der Grabeinhegungen mit einer Zähigkeit, die man als charakteristisch für eingessenes Bauerntum bezeichnen muß. Wenigstens ein Teil der germanischen Neusiedler wird sich dieser Sitte angeschlossen haben; Hoffmann (a. a. O. S. 271) hat wohl recht, wenn er Kreisgrabenvorkommen nördlich der alten Germanengrenze der Periode IV als den Niederschlag einer rückläufigen Welle kultureller Beeinflussungen bezeichnet. Nähere Erörterungen über Wandlungen der Form der Grabeinhegungen werden in Teil II dieser Arbeit angestellt.

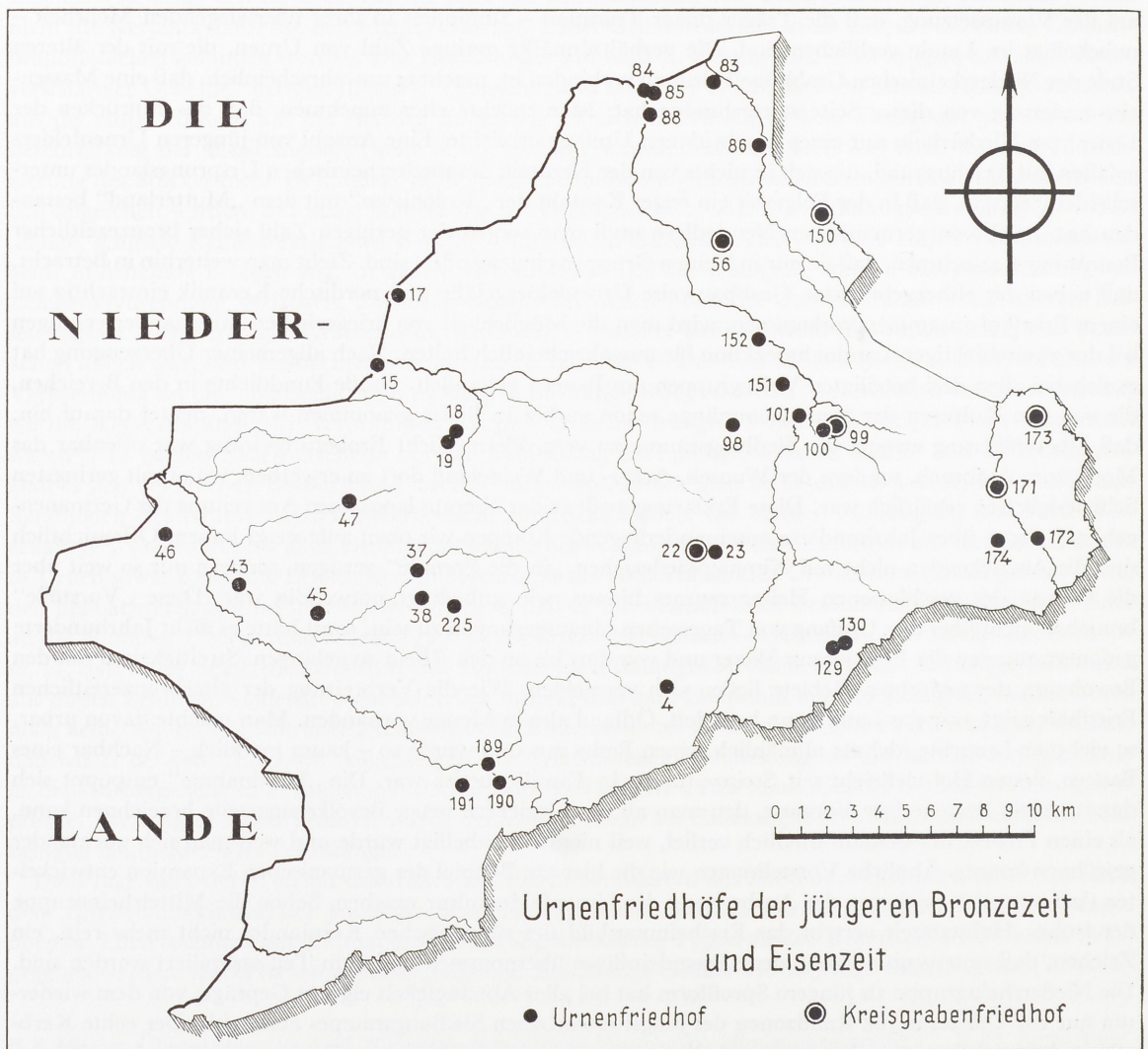


Abb. 4.

³⁹ H. Hoffmann, Westfälische Forschungen 2, 1939, S. 271.

Mit der Germanisierung des Münsterlandes setzte offenbar recht bald eine Vergrößerung der Bevölkerungsdichte ein, die vielleicht durch das Nachrücken weiterer Einwanderergruppen bewirkt wurde. Die Karte Abb. 2 zeigt eine Zusammenstellung der durch Nachrichten überlieferten und der bis heute erhalten gebliebenen Grabhügel, die wegen ihrer Größe als wahrscheinlich älterbronzezeitlich anzusehen sind. Den 23 Signaturen dieser Art stehen 36 Friedhöfe gegenüber, die durch entsprechendes Fundgut in die jüngere Bronzezeit und ältere Eisenzeit datiert werden können (Karte Abb. 4). Mit größter Wahrscheinlichkeit ist dieser Zahl noch die überwiegende Mehrheit der auf der Verbreitungskarte Abb. 5 verzeichneten 42 Urnenfundstellen hinzuzuzählen, deren Fundmaterial nicht mehr erhalten ist und die deshalb nicht mit Sicherheit zeitlich bestimmt werden können. Obschon die Gegenüberstellung der Fundkarten den Bevölkerungszuwachs eindringlich vor Augen führt, ist damit noch nicht das wirkliche Ausmaß der Steigerung ersichtlich. Während nämlich die älterbronzezeitlichen Hügelgruppen in der Regel nur mit wenigen Bestattungen belegt sind, enthalten die jüngeren Friedhöfe gewöhnlich mehrere Dutzende von Urnen. Genauere Verhältniszahlen sind allerdings nicht greifbar, da die Grundlage für solche Berechnungen in Gestalt einer Reihe von vollständig ausgegrabenen Friedhöfen mit altem und jüngerem Inventar noch nicht gegeben ist. Aus dem Kartenbild kommt gut heraus, daß die Urnenfelder vorwiegend in der Nähe der größeren Bäche und der Flüsse angelegt sind. Die zugehörigen Siedlungen dürften wohl nicht allzu weit entfernt gelegen

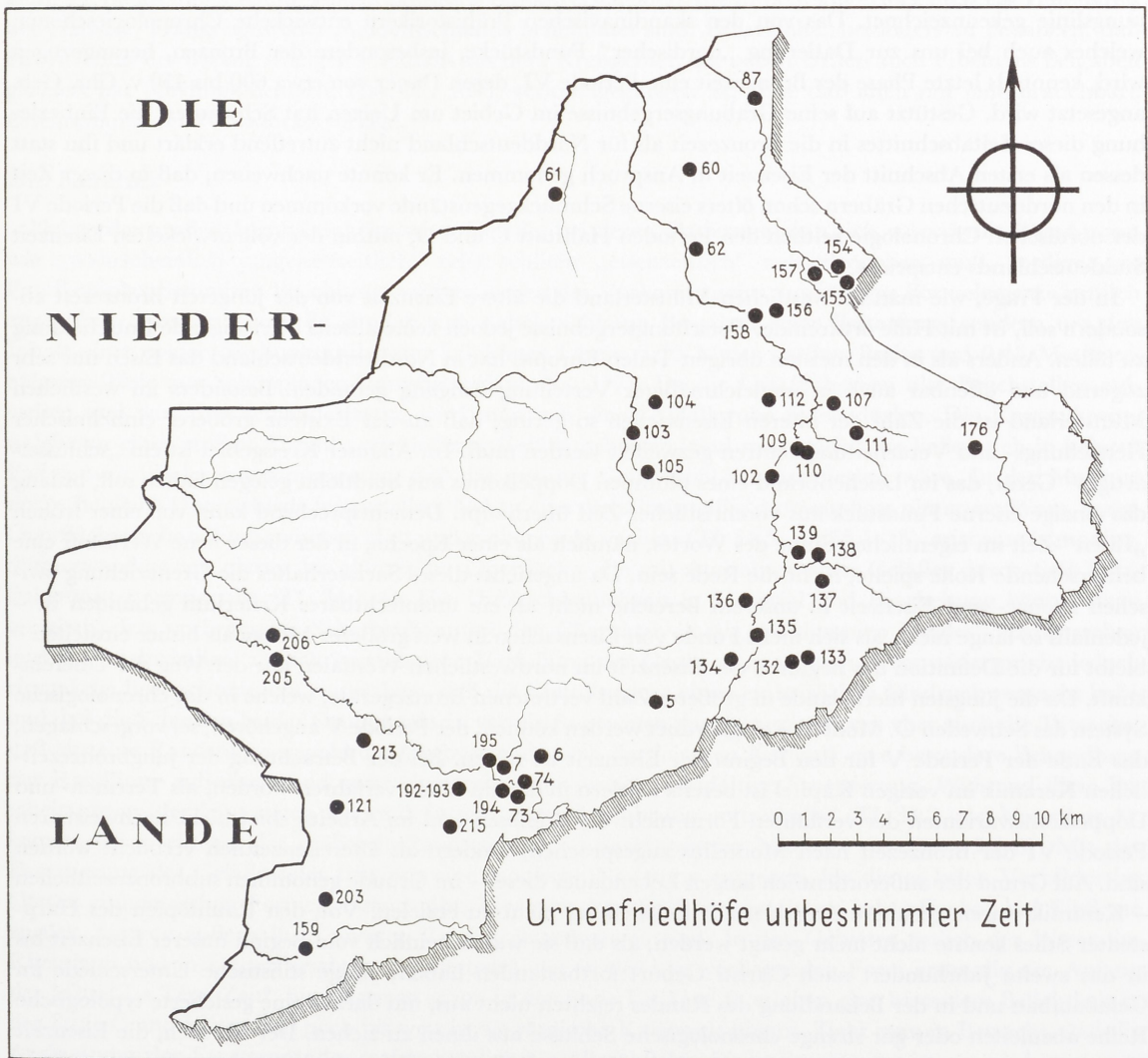


Abb. 5.

haben. Leider ist es noch nicht gelungen, einen dieser Wohnplätze ausfindig zu machen. Dieser Übelstand ist weit verbreitet, so daß über das Siedlungswesen und den Wohnungsbau dieser Zeit so gut wie nichts ausgesagt werden kann.

DIE EISENZEIT

Schon während der jüngeren Bronzezeit ist als neues Metall das Eisen in sehr beschränktem Umfange in Nordwestdeutschland bekanntgeworden. Seinen damaligen Seltenheitswert macht eine Bronzenadel aus dem Museum Bersenbrück deutlich, deren Kopf mit einer kleinen eingelegten Eisenplatte gleichwie mit einem Edelmetall verziert ist¹. Allmählich gewann der härtere und zähere Werkstoff bei der Herstellung von Geräten, Waffen und zum Teil auch Schmucksachen in weiten Teilen Europas auf Kosten der Bronze eine beherrschende Stellung, was uns berechtigt, eine Eisenzeit als selbständige Epoche der Vorgeschichte aufzustellen.

Die ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)²

Der Übergang von der Bronzezeit zur Eisenzeit ist in unseren Bereichen nicht durch eine scharfe Trennungslinie gekennzeichnet. Das von den skandinavischen Prähistorikern entwickelte Chronologieschema, welches auch bei uns zur Datierung „nordischer“ Fundstücke, insbesondere der Bronzen, herangezogen wird, kennt als letzte Phase der Bronzezeit eine Periode VI, deren Dauer von etwa 600 bis 450 v. Chr. Geb. angesetzt wird. Gestützt auf seine Grabungsergebnisse im Gebiet um Uelzen hat Schwantes³ die Einbeziehung dieses Zeitabschnittes in die Bronzezeit als für Norddeutschland nicht zutreffend erklärt und ihn statt dessen als ersten Abschnitt der Eisenzeit in Anspruch genommen. Er konnte nachweisen, daß in dieser Zeit in den norddeutschen Gräbern schon öfters eiserne Schmuckgegenstände vorkommen und daß die Periode VI der nordischen Chronologie zeitlich den Perioden Hallstatt C und D, mithin der vollentwickelten Eisenzeit Süddeutschlands entspricht.

In der Frage, wie man im westlichen Münsterland die ältere Eisenzeit von der jüngeren Bronzezeit absondern soll, ist mit Hilfe ortsfremder Forschungsergebnisse jedoch keine allseits befriedigende Entscheidung zu fällen. Anders als in den meisten übrigen Teilen Europas hat in Nordwestdeutschland das Eisen nur sehr zögernd und offenbar auch in ungleichmäßiger Verteilung Eingang gefunden. Besonders im westlichen Münsterland ist die Zahl der älteren Eisensachen so gering, daß an der Existenz größerer einheimischer Herstellungs- und Verarbeitungszentren gezweifelt werden muß. Im Ahauser Kreisgebiet ist ein „schlüsselartiges“ Gerät, das im Leichenbrand eines plumpen Doppelkonus aus Stadtlohn gelegen haben soll, bislang das einzige eiserne Fundstück aus vorchristlicher Zeit überhaupt. Dementsprechend kann von einer frühen „Eisen“-Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich als einer Epoche, in der dieser neue Werkstoff eine beherrschende Rolle spielte, nicht die Rede sein. Da angesichts dieses Sachverhaltes die Grenzziehung zwischen Bronze- und Eisenzeit in unserem Bereiche nicht an ein unanfechtbares Kriterium gebunden ist – jedenfalls so lange nicht, als sich nicht Funde von Eisensachen in weit größerer Menge als bisher einstellen – bleibt für die Definition des Beginnes der Eisenzeit im nordwestlichen Westfalen nur der Weg der Übereinkunft. Da die jüngsten hiezulande in größerer Zahl vertretenen Bronzegeräte, welche in das chronologische System des Schweden O. Montelius eingeordnet werden können, der Periode V angehören, sei vorgeschlagen, das Ende der Periode V für den Beginn der Eisenzeit zu setzen. Bei der Betrachtung der jungbronzezeitlichen Keramik im vorigen Kapitel ist bereits insofern in diesem Sinne verfahren worden, als Terrinen- und Doppelkonusvarianten der verflauten Form nicht der dubiosen und im Arbeitsgebiet nicht nachweisbaren Periode VI der Bronzezeit nach Montelius zugesprochen, sondern als ältereisenzeitlich verbucht worden sind. Auf Grund der außerordentlich langen Lebendauer dieser – im Grunde genommen subbronzezeitlichen – Keramik waren genauere Angaben zur Zeitstellung nicht zu erzielen. Von den Rauhtöpfen des Harpstedter Stiles konnte nicht mehr gesagt werden, als daß sie wahrscheinlich vom Beginn unserer Eisenzeit bis in das zweite Jahrhundert nach Christi Geburt fortbestanden haben; einige stilistische Unterschiede im Gefäßaufbau und in der Behandlung des Randes reichten nicht aus, um daraus eine gesicherte typologische Reihe abzuleiten oder gar strenge chronologische Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Der Versuch, die Eisenzeit unseres Raumes, zumal deren älteren Abschnitt, in eine Reihe von Zeitstufen zu zerlegen, wie es z. B. in

¹ Nach mündlicher Mitteilung von R. Gensen, Marburg a. d. Lahn.

² Benannt nach einem großen Gräberfeld bei Hallstatt im Salzkammergut.

³ G. Schwantes, Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Uelzen und Lüneburg, S. 15 ff.

Süddeutschland möglich ist, bereitet erhebliche Schwierigkeiten. Das bislang vielfach geübte Operieren mit den Stufenbezeichnungen der End-Hallstatt- und der La Tène-Zeit stellt insofern eine Verlegenheitslösung dar, als das westliche Münsterland nur mittelbare Beziehungen zum Hallstattkreis und später zum La Tène-Keltenham besessen hat. Nur ein kleiner Teil des Fundgutes darf auf Grund offenkundiger Verwandtschaft der Hallstatt- oder La Tène-Stufe zugesprochen werden. Demgegenüber erscheint die rein chronologische Verwendung dieser ursprünglich als Zeitstellungs- und Herkunftsangaben gedachten Bezeichnungen methodisch fragwürdig. Ungeachtet aller zu erwartenden Schwierigkeiten bleibt daher die Forderung nach einem aus den bodenständigen Gegebenheiten entwickelten Chronologiesystem bestehen. Verfasser ist der Überzeugung, daß die intensive Erforschung der Kreisgrabenfriedhöfe hier einen Schritt weiter führen kann. Einzelheiten dazu in Teil II S. 72 ff.

Die jüngere Eisenzeit (La Tène-Zeit)⁴

Ungeachtet der oben beschriebenen Unsicherheit in der zeitlichen Aufgliederung der Eisenzeit im westlichen Münsterland ergibt sich gelegentlich eine Möglichkeit, das Alter von Fundkomplexen mit größerer Genauigkeit anzugeben. Das ist dann der Fall, wenn Funde unseres Bereiches mit denen auswärtiger Kulturen konform gehen. Insbesondere Gewandnadeln (Fibeln) werden gern zu Datierungszwecken herangezogen, da an ihnen häufig Konstruktionsmerkmale erscheinen, die in dem gut erforschten La Tène-Kreis der Schweiz, Frankreichs oder Süddeutschlands beheimatet sind. Es ist daher besonders zu bedauern, daß das Inventar des bislang einzigen Friedhofs aus dem Kreisgebiet, der neben Urnen auch Fibeln als Beigaben geliefert hat (Oeding-Nichtern, Kat.-Nr. 159), verlorengegangen ist, ohne daß auch nur eine brauchbare Beschreibung der Fundstücke vorläge.

Die Keramik

Neben der großen Menge einheimischer Gefäße, bei deren Datierung man sich vorerst mit Wendungen wie „wahrscheinlich jungeneisenzeitlich“ oder schlicht „eisenzeitlich“ zufriedengeben muß, verdient ein Fundkomplex besondere Beachtung, weil er wegen des Vorhandenseins auswärtiger Formelemente zeitlich enger fixiert werden kann. Es handelt sich dabei nicht um Beigaben einer Bestattung, sondern um den Inhalt einer ovalen Siedlungsgrube von 2,5 Meter Länge, 1,55 Meter größter Breite und 0,45 Meter erhaltener Tiefe aus Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 177). Da die Gefäßscherben alte Bruchstellen aufweisen und wirr durcheinanderlagen, wird man von einer Abfallgrube reden dürfen. Die Keramikreste, welche zu einer großen Anzahl verschiedener Gefäße gehörten, sind meist klein. Sie ließen sich in keinem Fall so weit wieder zusammensetzen, daß das gesamte Gefäßprofil rekonstruierbar wäre. In der Machart sind erhebliche Unterschiede festzustellen. Neben eine verhältnismäßig dickwandige, plumpere Ware, deren Oberflächenbehandlung zwischen glatt und grobgeraut variiert (Tf. 34,5–10; 35,1–13), tritt eine feintonige, dünnerwandige mit glatter bis glänzender Oberfläche, die mit Ausnahme eines Gefäßes durch tiefe Ritzlinienmuster verziert ist (Tf. 34,1–4). Die Unterschiedlichkeit in Material und Bearbeitung könnte dazu verleiten, dem vorliegenden Scherbenkomplex den Charakter eines „geschlossenen Fundes“ abzusprechen und eine mehrmalige, zeitlich verschiedene Verfüllung der Grube anzunehmen. Dem widerspricht jedoch einmal die Beobachtung des Ausgräbers, daß die Einfüllschicht einen einheitlichen Eindruck gemacht habe und daß die Scherben beider Gruppen darin vermischt gewesen seien⁵, zum anderen aber auch die Tatsache, daß einzelne Randstücke sowohl der Grobware als auch der feineren Keramik eine besondere Behandlung der Randlippe aufweisen, und zwar eine mehr oder weniger sorgfältige Facettierung. Während diese Erscheinung an der feintonigen Keramik in sehr guter Ausführung vertreten ist (Tf. 34,2 und besonders 4), kommt sie an einigen der gröberen Randscherben in nachlässigerer Machart vor (Tf. 35,6–8). Mit der Facettierung der Gefäßränder tritt uns eine modische Neuerung entgegen, für die es keine Vorbilder im älteren einheimischen Formenbestand gibt. Die neue Art der Randgestaltung geht offenbar auf Einflüsse zurück, die von außerhalb in unseren Bereich eingedrungen sind. In den Gebieten östlich der Weser, im Rheinland und in Hessen erscheinen Facettenränder in der hier vorliegenden Form erstmalig am Anfang der Mittel-La Tène-Zeit⁶. Sie beginnen schon in der Stufe La Tène B, erleben eine besondere Beliebtheit in der Stufe C und halten sich noch bis weit in die römische Kaiserzeit hinein. Zieht man in Betracht, daß die Ausbreitung der Facettenränder wahrscheinlich ein allmählicher Vorgang gewesen ist, so wird man, um

⁴ Benannt nach einem Siedlungs- oder Handelsplatz am Neuenburger See in der Schweiz.

⁵ Nach mündlicher Mitteilung von H. Aschemeyer, Landesmuseum Münster.

⁶ Eine andere Art der Facettierung kennt die bronzezeitliche Urnenfelderkultur.

für unseren Fundkomplex zu einem Zeitansatz zu kommen, sagen dürfen, daß er nicht vor der Stufe La Tène C, vielleicht sogar erst in der Spät- La Tène-Zeit (La Tène D) in die Erde gekommen ist. Zur Stützung einer verhältnismäßig späten Datierung wird weiter unten noch eine Überlegung beige-steuert, die mit dem Grabbrauchtum in Zusammenhang steht. Im Schöppinger Fundgut hebt sich die feintonige Ware schon in Beschaffenheit und Oberflächenbehandlung von der jungbronzezeitlichen und ältereisenzeitlichen Keramik ab, die wir bisher kennengelernt haben. Aber auch in den Gefäßformen sind so große Unterschiede festzustellen, daß eine Ableitung aus dem Bestand der einheimischen älteren Keramik nicht möglich ist. Die drei nach erhaltenen Fragmenten zeichnerisch rekonstruierten Gefäße (Tf. 34,1–3) lassen, obwohl ihre Form nicht bis in die Einzelheiten der Unterteil- und Bodengestaltung gesichert ist, ein Stilgefühl erkennen, das mit der einfachen und kunstlosen Tektonik der Doppelkonus- und Terrinenvarianten nichts gemein hat, von den Gefäßen des Harpstedter Stils ganz zu schweigen. Kennzeichnend für die „Fremdgruppe“ ist außer der breiten Schalenform der kurze, scharfwinklig nach außen gebogene Rand, der entweder direkt auf dem konischen Oberteil (Tf. 34,1) oder auf einem gegen die Schulterwölbung merklich abgesetzten kegelförmigen Halse aufsitzt (Tf. 34,2, 3). Den feintonigen Gefäßen ist auch die Verzierung durch tiefe, sorgfältig eingeschnittene Linienmuster vorbehalten, die sich – soweit das die wenigen Scherben erkennen lassen – auf die Hals-Schulter-Zone der Gefäße bis in Höhe ihrer weitesten Ausladung beschränken.

Wenn auf Grund der aufgezählten Eigentümlichkeiten angenommen werden muß, daß die vorliegende Form nicht im eigenen Lande entstanden ist, so erhebt sich die Frage, von welcher Seite die Anregungen dazu ausgegangen sind. Genaue Parallelen konnten bei Durchsicht der Keramikformen der Nachbargebiete nicht festgestellt werden. Immerhin fiel eine engere Verwandtschaft mit den Urnen Mittel- und Westhannovers auf, die Tackenberg als Typ „Lauingen“ herausgestellt hat⁷. Das Verbindende besteht neben der breiten Schalenform vor allem in der Kombination von Schrägrand, Kegelhals und ausgeprägter Schulter, wie sie insbesondere an den Gefäßen Tf. 34,2 und 3 zu erkennen ist. Für die Verzierung unserer Stücke sind östliche Vorbilder allerdings vorerst nicht beizubringen. Ohne die stilistischen Übereinstimmungen mit Gefäßen des Typs Lauingen überbewerten zu wollen, darf an eine, wenn auch mittelbare, Beeinflussung von dieser Seite gedacht werden. Chronologisch würde damit der oben gefundene Zeitansatz in die Mittel- bis Spät-La Tène-Zeit eine Bestätigung erfahren, zumindest insofern, als ein höheres Alter so gut wie ausgeschlossen ist, wogegen eine etwas spätere Datierung – entsprechend dem einer Typenausbreitung innewohnenden Zeitgefälle – wahrscheinlich zu machen wäre.

Unter den Scherben größerer Machart von Schöppingen befinden sich einige, die wie plumpere Nachahmungen der guten Keramik anmuten. Hier sind zu nennen die nach außen geknickten Ränder der Scherben Tf. 34,5, 6 und die nachlässig angebrachten Facetten der Stücke Tf. 35,6–8. Andere Form- und Verzierungselemente halten jedoch den Anschluß an Eigentümlichkeiten der althergebrachten Tonware aufrecht. Kleine gerauhte Töpfe in „Blumentopf“-Form wie das Stück Tf. 35,11 sind uns schon bei der Behandlung der ältereisenzeitlichen Beigefäße begegnet. Rauhung der Oberfläche (Tf. 34,9; 35,13 a–c), Fingerkniffelung (Tf. 35,12 a, b) und Fingernageleindrücke (Tf. 34,8, 10; 35,1 a, b) gehören zu den Stilelementen der Rauhtopfgruppe. Als neuer Gefäßtyp ist in Resten eine große, plumpe Tasse mit D-förmig profiliertem Henkel vertreten (Tf. 35,2). Zwei ähnliche Tassen, die eine mit Fingertupfen auf Rand und Umbruch aus Stadtlohn (Tf. 32,6), die andere mit dreireihiger Fingerkniffelung auf dem Oberteil aus dem Museum Gronau, Fundort unbekannt (Tf. 33,7), dürften gleichfalls der jüngeren Eisenzeit zugehören. Als zusammenhanglose Einzelfunde bieten sie keinen Ansatzpunkt zu einer näheren zeitlichen Bestimmung.

Zur Besiedlungsgeschichte

Bei dem Versuch einer historischen Würdigung des Fundkomplexes von Schöppingen-Ramsberg wird man kaum über Vermutungen hinauskommen. Es kann jedoch so viel gesagt werden, daß eine in Form, Tonbehandlung und Verzierung fremde Keramik nur in Ausnahmefällen als importiertes Handelsgut bezeichnet werden kann in einem Land, in dem sogar die weit einfacher zu transportierenden Geräte und Schmucksachen aus Bronze und Eisen rar geblieben sind. Einleuchtender wäre es, daß Zuwanderer aus dem östlichen Nachbargebiet die keramischen Neuerungen mitgebracht hätten. Es ist aber müßig, weitere Erörterungen anzustellen, da ein vorerst einmaliger Befund zur Debatte steht.

Welche Schlüsse sind nun daraus zu ziehen, daß im Kreisgebiet nur ein einziger eindeutig jung-eisenzeitlicher Fundkomplex ans Tageslicht gekommen ist? Betrachtet man die große Menge jungbronzezeitlicher und ältereisenzeitlicher Keramik, so ließe sich die Verminderung des Fundmaterials in der jüngeren Eisen-

⁷ K. Tackenberg, Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover, S. 91f.

zeit dahin auswerten, es seien große Teile der Bevölkerung ausgewandert. Diese auf den ersten Blick einleuchtende Folgerung kann jedoch nicht überzeugen, da der ihr zu Grunde liegende Vergleich des Fundmaterials methodisch unzulässig ist. Die ältere Keramik stammt, soweit die unterschiedlichen Fundbeobachtungen eine Aussage zulassen, ausnahmslos aus Gräbern; sichere Siedlungsfunde sind nicht bekannt. Demgegenüber ist der in die Jungsteinzeit datierte Fund von Schöppingen ein Siedlungsfund. Gräber, die vergleichbare Keramik mit Facettenrand enthielten, gibt es im Kreisgebiet nicht. Dagegen kennt man von einer Reihe von Fundplätzen Brandbestattungen, bei denen der Leichenbrand ohne keramischen Behälter in den Boden eingebettet war. In vielen Fällen, wo solche Leichenbrände fachkundig ausgegraben worden sind, war zu bemerken, daß die verbrannten Knochenreste dicht in kompakten, oft im Horizontalschnitt kreisrunden Nestern lagen. Tackenberg nimmt als wahrscheinlich an (a. a. O. S. 93 ff.), daß bei diesen Bestattungen Behältnisse aus vergänglichem Material, zum Beispiel Beutel aus Leder oder Stoff, verwendet worden seien. Nach den mitgefundenen Fibeln zu urteilen, können Leichenbrandbestattungen ohne Urne in der Früh- bis Spät-La Tène-Zeit vorkommen.

Ohne Frage darf man annehmen, daß auch hierzulande in der La Tène-Zeit der Leichenbrand vorwiegend in vergänglicher Umhüllung oder lose in rundlichen Gruben bestattet worden ist. Im Vergleich zu den bekannten Urnenfundplätzen ist die Zahl keramikloser Leichenbrandbeisetzungen gering. Das hat sicher damit zu tun, daß frühere „Ausgräber“ ausschließlich auf die Erbeutung von „Antiquitäten“ ausgingen. Da man weiß, daß Urnen oft an Ort und Stelle entleert wurden und der Leichenbrand, nachdem er auf Beigaben durchstöbert war, liegengelassen wurde, wundert es nicht, wenn einfachen Leichenbrandfunden häufig keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Neuere Ausgrabungen zeigen jedoch, daß der Anteil an keramiklosen Brandgräbern auf den Urnenfriedhöfen beträchtlich sein kann⁸. Soweit die Befunde datiert werden konnten, stellte sich heraus, daß vorwiegend die jüngsten Bestattungen urnenlos waren⁹.

Um auf die Eingangsfrage zurückzukommen, so darf man nach dem Gesagten annehmen, daß keine Abwanderung größerer Bevölkerungsteile in der jüngeren Eisenzeit stattgefunden hat. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Tradition der Grabeinhegungen bis zu den endeisenzeitlichen und kaiserzeitlichen „Quadratgräbchen“ fortgeführt worden ist.

Es ist in diesem Zusammenhang nützlich, nach den Gründen der Diskrepanz zwischen der Zahl der Grab- und der Siedlungsfunde zu fragen. In der Jungsteinzeit und älteren Bronzezeit sparte man keine Mühe, die Leichname vor den schädlichen Einflüssen der Außenwelt zu schützen; man baute Steinkammern und schütete Hügel auf. Wenn auch in späteren Perioden weniger aufwendige Maßnahmen getroffen wurden, so blieb die Absicht der „Bergung“ der Toten doch deutlich. Gegenüber diesen Vorkehrungen gegen Beeinträchtigungen der Gräber beruht die Erhaltung von Siedlungsfunden auf Zufälligkeiten. Die Reste von Gebäuden, die man verließ, nachdem man alles verwendbare Material entfernt hatte, vergingen in wenigen Jahren, zumal nur organische Baumaterialien benutzt wurden. Sickerwässer tilgten die Spuren der Eingrabungen, in denen die Pfosten der Häuser Halt gefunden hatten. Dem Wechsel von Hitze und Frost, Nässe und Trockenheit fielen – etwas langsamer zwar, aber unaufhaltsam – die Gefäßscherben zum Opfer, wenn sie auf der Oberfläche liegenblieben und nicht in eine Grube gerieten und verschüttet wurden. Die Aussichten, über das Siedlungswesen der Vorzeit brauchbare Auskunft zu erhalten, sind bei den im westlichen Münsterland vorherrschenden klimatischen und geologischen Verhältnissen also wenig günstig. Immerhin ist denkbar, daß Siedlungsreste in Tallage durch Moorbildung, in Hanglage durch Überlagerung oder allgemein durch Überwehung und Überschwemmung konserviert worden sind. Da sich solche Siedlungsfunde, wenn sie bei Bodenveränderungen angeschnitten werden, meistens nur in Verfärbungen und Streuscherben kundtun, ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß sie erkannt und den zuständigen Fachleuten gemeldet werden. Im Gegensatz zu Urnenfunden, die kaum zu übersehen sind, bedarf es bei der Erkennung von Siedlungsspuren der Beobachtungsgabe kundiger Helfer. Von der Tüchtigkeit der örtlichen Pfleger für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer wird es abhängen, ob dereinst eine „Siedlungsgeschichte“ im eigentlichen Sinne des Wortes geschrieben werden kann.

DIE RÖMISCHE KAISERZEIT

Die ersten vier Jahrhunderte nach Christi Geburt werden in den Bereichen, die unter römische Herrschaft oder in engeren Kontakt mit dem Römerreich gerieten, als „Römische Kaiserzeit“ bezeichnet. Die Benennung stammt aus dem Sprachgebrauch der klassischen Archäologie und ist von der Vor- und Frühgeschichts-

⁸ So hat z. B. der jungsteinzeitliche Kreisgrabenfriedhof in der „Füchte“ bei Epe (Kat.-Nr.56) nur 4 Urnenbestattungen gegenüber 26 einfachen Leichenbrandschüttungen und 3 Leichenbrandschüttungen mit Beigefäß geliefert.

⁹ In Nienborg bestanden alle sechs Bestattungen, die in den stratigrafisch als jüngste Anlagen erkannten Quadratgräben nachgewiesen sind, aus einfachen Leichenbrandschüttungen.

forschung übernommen worden. Anlaß dazu gab die Tatsache, daß römische Schriftquellen und römische Fundgegenstände auch für die Kenntnis der Geschichte des Freien Germanien und für die Datierung germanischer Kulturererscheinungen von Nutzen sind. Römischer Import, zum Teil wohl auch Beutestücke, die in Gemeinschaft mit einheimischen Gegenständen in Gräbern und Siedlungen gefunden worden sind, bilden die Hauptstütze für deren chronologische Einordnung. Eine weitere Datierungsmöglichkeit bieten germanische Funde aus den in vielen Fällen zeitlich fixierbaren Besiedlungsschichten römischer Kastelle.

Von den Bodenfunden her ist zwischen der spätesten La Tène-Zeit und dem als „kaiserzeitlich“ benannten Zeitraum eine Übergangsperiode anzunehmen. In diesem Abschnitt, den man bis etwa in die Mitte des ersten Jahrhunderts reichen läßt, herrschte die in der La Tène-Zeit gebräuchliche urnenlose Brandbestattung vor. Zum Unterschied von der eisenzeitlichen Bestattungsweise, nach welcher sauberer Leichenbrand ohne Beimischung von Resten des Leichenfeuers, wahrscheinlich z. T. in Beuteln oder sonstigen Behältern aus vergänglichem Material, in die Erde kam, scheint nun die Sitte der im Hannöverschen schon seit der jüngeren La Tène-Zeit üblichen „Brandgrubengräber“ auch hierzulande die Oberhand zu gewinnen. In ihnen findet sich der Leichenbrand, vermischt mit Beigaben und den Asche- und Holzkohleresten des Scheiterhaufens, in meist rundlichen Gruben von geringer Ausdehnung. Nach Stieren¹ gehören zwölf Gräber eines Friedhofs im Sietfeld bei Heek-Averbeck (Kat.-Nr. 113) zu dieser Kategorie. Datierende Beigaben sind allerdings nicht gefunden worden. Wahrscheinlich Reste eines Brandgrubengrabes stellen einige Gegenstände dar, die auf dem „Losberg“ bei Stadtlohn aufgelesen worden sind (Kat.-Nr. 197). In gestörter Lage fand sich dort etwas grober Leichenbrand, ein durch Feuereinwirkung stark deformiertes Bronzegerät, vielleicht ein Gürtelbeschlag (Tf. 38,6), die Hälfte einer Röhrenperle aus blauem Glas (Tf. 38,9) und drei verzierte Scherben (Tf. 38,7. 8. 10), die jedoch zu klein sind, als daß man sie zu Datierungszwecken heranziehen könnte. Die Unansehnlichkeit der Brandgrubengräber bringt es mit sich, daß bislang nur wenige Friedhöfe dieser Art in Westfalen bekanntgeworden sind. Die beschriebene Bestattungsform scheint noch bis in das 2. Jahrhundert häufig gewesen zu sein; dann setzte sich wiederum die Sitte der Urnengräber durch.

Die Grabkeramik

Der größte und am besten erhaltene Teil der keramischen Funde stammt aus Gräbern. Einige schon vor Jahrzehnten gefundene Gefäße sind von R. von Uslar beschrieben und in das von ihm erarbeitete System eingeordnet worden². Bemerkenswert sind vor allem drei Urnen aus Gronau (Kat.-Nr. 89), die sich durch so große Gleichförmigkeit auszeichnen, daß man sie für Erzeugnisse ein und derselben Hand halten möchte. Es handelt sich um breite Schalen mit schwach gebauchtem Unterteil und kegelstumpfförmigem Standringfuß. Der Rand ist jeweils außen leistenförmig verdickt, der Hals annähernd senkrecht (Tf. 38,4. 5). Nach diesen Merkmalen gehören die Gefäße in den Bestand der Form II nach von Uslar. Zur Form III zählt eine konische Schale mit etwas eingekehlttem Hals und aufrechtstehendem Rand, die auf einem kleinen Friedhof bei Epe gefunden wurde (Tf. 38,1). Wahrscheinlich vom gleichen Fundplatz stammt eine weitmündige Schale mit hohlem, kegelstumpfförmigem Standfuß (Tf. 38,3), die der Form V/VI nach von Uslar angehört. Eine weitere Urne und ein Beigefäß sind auf dem 1957 entdeckten Friedhof von Legden-Beikelort in Scherben aufgesammelt worden. Sie ließen sich so weit zusammensetzen, daß eine Rekonstruktion möglich war. Die Urne ist eine weitmündige Schüssel mit geradem Unterteil, runder Schulter und kurzem, etwas ausladendem Rand (Tf. 38,13). Ihr Unterteil ist mit acht umlaufenden Reihen von senkrechten, langovalen bis halbmondförmigen Einstichen verziert. Über ihre Zuweisung in eine der Formengruppen von Uslars kann man geteilter Meinung sein. Sie steht, da ihr Unterteil geradwandig ist, genau in der Mitte zwischen der Form I, welche ein straff einziehendes Unterteilverlangt, und der Form III, für die ein mäßig gebauchtes Unterteil typisch ist. Der kurze, gerade Rand, das Fehlen eines Halses und die Flachbodigkeit unseres Stückes ist in beiden genannten Formengruppen üblich. Das Beigefäß (Tf. 38,12) mit seinem verhältnismäßig hohen Zylinderhals, der geraden Schulter und dem deutlichen Umbruch über dem leicht gewölbten Unterteil entspricht keiner der bei von Uslar beschriebenen Formengruppen so hinreichend, daß man eine Zuweisung treffen könnte. Eine charakteristische Ausbildung des Randes, nach der sich allenfalls eine Einordnung vornehmen ließe, fehlt desgleichen. Es ist nach den Fundumständen unwahrscheinlich, daß Urne und Beigefäß zu einem Grabverband gehören.

Zur Datierung der vorstehend beschriebenen Grabkeramik sind die bei von Uslar³ für die einzelnen Formengruppen angegebenen Zeitanätze heranzuziehen. Danach kann mit Gefäßen der Form II nicht vor

¹ A. Stieren, *Bodenaltertümer Westfalens* 2, 1931, S. 190.

² R. von Uslar, *Westgermanische Bodenfunde des ersten bis dritten Jahrhunderts nach Christus aus Mittel- und Westdeutschland*, S. 9ff.

³ R. von Uslar, *Westgermanische Bodenfunde*, S. 56ff.

der Mitte des 2. Jahrhunderts gerechnet werden; ihre Lebensdauer reicht offenbar bis an das Ende des 3. Jahrhunderts. Für die gut gegliederten und sorgfältig gearbeiteten Stücke aus Gronau darf man einen Zeitansatz kurz vor oder um 200 n. Chr. für am wahrscheinlichsten halten. – Das Auftreten von Gefäßen der Form III umfaßt den Zeitraum des 1. bis 3. Jahrhunderts. Als Hinweis für eine frühe Stellung der Urne von Legden (Tf. 38,13) ist ihre Verwandtschaft mit Gefäßen der Form I heranzuziehen. Bei dem zweiten Gefäß der Form III, einer kleineren Urne von Epe (Tf. 38,1), führt eine entsprechende Berücksichtigung der Gefäßform zu einem späten Zeitansatz. Die Urne läßt einen klaren Absatz zwischen Rand und Schulter vermissen. Die statt dessen erkennbare Einkehlung wird als gelinde Verflauungserscheinung zu bewerten sein. Der Fund dürfte dem dritten Jahrhundert, vielleicht der zweiten Hälfte, zugehören. Von der weitmündigen Schale mit Standring (Tf. 38,3) weiß man nicht sicher, ob sie auf demselben Friedhof gefunden worden ist oder auf einem anderen Fundplatz der näheren Umgebung. Von Uslar (a. a. O. S. 78) setzt sie in Zusammenhang mit einem ähnlichen pokalartigen Gefäß aus Kölleda in Sachsen, das auf Grund von Beigaben ins dritte Jahrhundert datiert werden kann.

Siedlungsfunde

Die Zeugnisse von kaiserzeitlichen Wohnplätzen sind sehr selten (siehe dazu S. 59). Nur von einer Fundstelle (Schöppingen-Ramsberg, Kat.-Nr. 178) sind sichere Siedlungsreste bekannt geworden. Die Vergesellschaftung von alt zerbrochenen Gefäßteilen, einem beschädigten Webgewicht und einer Reihe von Pferde­zähnen in einer abgerundet rechteckigen Grube deutet auf einen Abfallplatz oder auf ein nach seiner Auffassung mit Abfällen verfülltes Grubenhaus. Das Webgewicht (Tf. 39,1) hat Pyramidenstumpfform. Wegen der langen Lebensdauer dieser als Fadenbeschwerer verwendeten Gebrauchsgegenstände ist es für Datierungszwecke nicht zu verwenden. Die wenigen geborgenen Gefäßscherben sind zu klein, als daß man sie mit Sicherheit einer bestimmten Formengruppe der römischen Kaiserzeit zuweisen könnte. Die Randscherbe eines Gefäßes mit schwach verdicktem, mit Fingertupfen belegtem Rand, steilem Hals und runder Schulter (Tf. 39,4) kann am ehesten der Form II zugehören⁴. Die Verzierung des Unterteiles mit waagerechten, in Reihen angeordneten Einstichen von der Form eines Gerstenkorns ist zeitlich und räumlich weit verbreitet. Da sich der getupfte Rand als Beeinflussung von seiten der Rauhtöpfe des Harpstedter Stils deuten läßt, wird man das Alter des Fundkomplexes nicht allzu spät ansetzen dürfen. Es kommt etwa die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts in Frage. Als wenig geläufige Besonderheit ist das Vorhandensein von kleinen, senkrechten, nachlässig aus der Wandung herausgekniffenen Griffleisten zu bemerken. Bei der beschriebenen Randscherbe sitzt sie in Höhe des Schulterumbruchs. Bei einer zweiten Scherbe (Tf. 39,2) ist die Lage nicht sicher zu bestimmen. Die Leiste ist diesmal mehr knobbenförmig hervortretend und waagrecht durchlocht. – Hinweise auf einen zweiten Siedlungsplatz sieht von Uslar (a. a. O. S. 193) in den Funden von Randscherben seiner Formengruppen III/IV und V/VI auf dem „Hogen Kamp“ bei Epe (Kat.-Nr. 63), da mit ihnen zusammen Bruchstücke von Wandlehm geborgen worden sind. Diese Deutung muß fraglich bleiben. Es wäre auffällig, wenn in unmittelbarer Nähe eines nachgewiesenen Friedhofs eine gleichzeitige Siedlung gelegen hätte; man wird also von der Annahme gern abste­hen, wenn die Funde von Hüttenlehm, auf die sie sich stützt, genauso gut oder mit besserer Berechtigung einer anderen Epoche zugewiesen werden können. Bei Kenntnis des Grabungsplanes, der im Nachlaß des für das Landesmuseum tätigen Architekten A. Klein gefunden worden ist (Abb. 10), darf man für sicher halten, daß der fragliche Wandlehm von der am gleichen Platze in zahlreichen Fundamentgräbchen und Grubenverfärbungen nachgewiesenen mittelalterlichen Siedlung stammt. Die kaiserzeitlichen Scherben wären dann als Reste von entweder beim Bau dieser Siedlung oder später zerstörten Brandgräbern zu erklären. „Zwei ovale Näpfchen mit durchlochtem Griff und tiefen Eindellungen im Boden und Griff“ (Tf. 39,5, 6), die von Uslar vermutungsweise für Lämpchen hält, wären hingegen wiederum Indizien für das Vorhandensein einer Siedlung, wenn nicht auch bei ihnen die Zeitstellung und außerdem der Verwendungszweck unklar wären. Trotz deutlicher Unterschiede weisen beide Gebilde Gemeinsamkeiten auf, die mit ihrer Funktion zusammenhängen dürften. Am auffälligsten sind die – wenn auch ganz verschieden gestalteten – Eintiefungen im Innenboden; wesentlich scheint auch die Durchlochung der Griffzapfen zu sein. Beide Eigentümlichkeiten sind nicht ohne weiteres als Charakteristika einer Lampe zu bezeichnen, so daß auch eine anderweitige Verwendung in Frage kommen kann⁵. In Ermangelung von stratigrafischen Beobachtungen und da Vergleichsfunde nicht bekannt sind, muß auch die Zeitstellung der Stücke offenbleiben.

⁴ Die Zuweisung steht im Widerspruch zu der Bemerkung von Uslars, daß gekerbte, getupfte und gewellte Ränder bei der Form II gänzlich fehlten (Westgerm. Bodenfunde, S. 56).

⁵ Als weitere Übereinstimmung weisen beide Stücke starke Schmauchung der Unterseite auf. Wie sich W. Winkelmann erinnert, dürfte diese jedoch erst durch Feuereinwirkung bei der Zerstörung des Landesmuseums (1945) entstanden sein.

Bronzestatuetten

Zwei römische Bronze­figürchen sollen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Nähe von Stadtlohn auf Wessendorfer Gebiet gefunden worden sein. Die eine (Tf. 51,1), ein Jupiter mit Blitz in der rechten und jetzt fehlendem aufgestütztem Zep­ter in der linken Hand, ist erhalten, die Fundangabe gesichert. Die stark beschädigte, jetzt noch 13,6 cm hohe Statuette ist eine provinzialrömische Arbeit des dritten Jahrhunderts⁶. Die Existenz der zweiten Figur, angeblich eines Ganymed, ist fraglich. (Näheres unter Kat.-Nr. 216).

Münzen

Eine im Stadtgebiet von Gronau gefundene Münze wurde von P. Berghaus als germanische Nachprägung einer Bronzemünze des Tetricus Filius bestimmt und dem letzten Viertel des 3. Jahrhunderts zugewiesen⁷. – Von einer 1877 „beim Bau der Enscheder Eisenbahn“ gefundenen Münze (Kat.-Nr. 242) ist nicht mehr festzustellen, ob sie noch im Kreisgebiet oder in einem anderen Bauabschnitt der Dortmund-Enscheder Strecke aufgesammelt worden ist. Berghaus hält sie für eine in Nordwestdeutschland entstandene germanische Nachahmung einer Caius-Lucius-Caesares-Münze⁸. – Gegenüber einer Kollektion von sieben römischen Münzen, die angeblich auf dem „Knochenfeld“ in Legden-Wehr zu Tage gekommen sein sollen, ist Mißtrauen am Platze (Kat.-Nr. 141/142). Das Auftreten so vieler Münzen, deren Prägung sich fast gleichmäßig über den Zeitraum von etwa 10 vor bis 305 nach Christi Geburt verteilt, auf einem offenbar jungsteinzeitlichen bis älterbronzezeitlichen Grabhügelfeld ist zwar nicht schlechterdings unmöglich, jedoch unwahrscheinlich. Wegen des Verdachtes falscher Herkunftsangabe sind diese Münzen aus der archäologischen Dokumentation auszuschließen⁹.

Eine spätkaiserzeitliche Schalenurne

Ein sehr bemerkenswertes und in Westfalen bislang einmaliges Stück ist die schon kurz erwähnte Schalenurne vom „Hogen Kamp“ bei Epe (Tf. 38,2). Mit ihrer breit-doppelkonischen Schalenform, der ausladenden, etwas verdickten Randlippe und der Riefenverzierung oberhalb des Umbruchs steht sie außerhalb des sonst überall in Westgermanien geläufigen Formenschatzes. Sie gehört zum keramischen Bestand einer mitteldeutschen Kulturgruppe, die man als „elbgermanisch“ bezeichnet. Der Fremdcharakter des Stückes wird noch bestätigt durch die in Westdeutschland ungewöhnliche Beschaffenheit des Tonmaterials. Auf der glänzend polierten, fast schwarzen Oberfläche und in einer kleinen Bruchstelle des Randes kann man erkennen, daß der Ton zahlreiche winzige Partikel von Glimmer enthält¹⁰. Als Heimat der Urne von Epe kommen vielleicht die elbgermanischen Bereiche im Vorgebiet und am Rande der Mittelgebirge in Betracht, etwa das nördliche Harzvorland, Braunschweig oder Teile der Altmark. In diesen Gebieten, aber auch im Lüneburgischen, finden sich gute Parallelen zu unserer Urne, sowohl was die Form als auch was die Zierweise anbetrifft. Die Zeitstellung ergibt sich vornehmlich aus der Profilierung der Gefäßwandung. Nach Kuchenbuch¹¹ ist das Breiter- und Flacherwerden der Urnen, zusammen mit der Abkehr vom scharfen zum mehr gerundeten Umbruch, ein Kennzeichen der jüngeren Stilstufe in der Altmark und in Osthannover. Dieser Stilwandel ist verbunden mit der Aufgabe der früher vorherrschenden Rädchen- und Strichverzierung und der Bevorzugung von Rillenmustern auf der Schulter, zumal von waagerechten Riefenzonen. Auch im Lüneburgischen ist eine gleichlaufende stilistische Entwicklung zu verbuchen. Als „verwaschene“ Spätererscheinungen der dreigliedrigen Schale gibt Körner¹² breite Gefäße mit S-förmig geschwungenem Oberteil und waagerechter Riefenzier an, die dem Exemplar von Epe aufs engste verwandt sind. Sie gehören in die Endstufe der Körnerschen Einteilung und als verflaute Erscheinungen wohl zu deren späterster Phase, die das letzte Drittel des 4. Jahrhunderts umfaßt.

⁶ K. A. Neugebauer, Staatl. Museen zu Berlin. Führer durch das Antiquarium I, S. 46.

⁷ Nach einer Notiz in den Fundakten des Landesmuseums.

⁸ P. Berghaus, Westfalens älteste Münze. Beitrag in der unveröffentlichten Festschrift zum 70. Geburtstag von A. Stieren. – Auch die Bestimmung der nachfolgenden römischen Münzen (Kat.-Nr. 141/142) wurde von P. Berghaus durchgeführt.

⁹ Ohne den Verdacht der Unlauterkeit gegen jemanden richten zu wollen, ist in diesem Zusammenhange zu erwähnen, daß sich in der Sammlung des Heimatvereins zu Legden (jetzt Schulsammlung) eine Anzahl offensichtlich gefälschter Gefäße befindet, die schon vor Jahrzehnten hergestellt worden sein müssen.

¹⁰ Die Entnahme einer kleinen Scherbenprobe wurde vom Landesmuseum nicht genehmigt.

¹¹ F. Kuchenbuch, Die altmärkisch-osthannöverschen Schalenurnenfelder der spätrömischen Zeit. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 27, 1938, S. 16 ff.

¹² G. Körner, Der Urnenfriedhof von Rebenstorf im Amte Lüchow, S. 156 ff.

Obwohl zwischen den genannten elbgermanischen Gebieten und dem einzelnen Schalenurnengrab von Epe eine räumliche Lücke klafft, die von keinerlei vergleichbaren Zwischenfunden überbrückt werden kann, ist an der Herkunft unserer Urne aus den genannten Bereichen kaum ein Zweifel möglich. Man wird daher auch in ihrer Datierung den im Elbegebiet erarbeiteten Zeitansätzen folgen dürfen. Möglich und durch die weiche Formgebung unseres Stückes wahrscheinlich gemacht ist allenfalls ein über das Schlußdatum der Endstufe hinausgehender Zeitansatz in das 5. Jahrhundert. Dazu eine weitere Bemerkung am Schluß des nächsten Abschnittes.

Besiedlungsgeschichte

Der Mangel an Kulturhinterlassenschaften in der älteren römischen Kaiserzeit (etwa von Christi Geburt bis 150 n. Chr.) erschwert eine Aussage über die Dichte der Besiedlung und über die Frage, ob ein Wechsel in der Bevölkerung stattgefunden hat oder nicht. Als Hinweis für ein Weiterleben der eisenzeitlichen Bevölkerung kann das Auftreten vereinzelter später Rauhtöpfe gelten, daneben auch das Fortbestehen der alten Sitte der Grabeinhegung, deren jüngste Ausprägung, die kleinen Quadratgräben, sicher bis in die Kaiserzeit hineinreicht. Welche Einflüsse den Wandel in der Bestattungsart – Abkehr von der Leichenbrandbestattung in vergänglichen Behältern und Übernahme der Brandgrabensitte – herbeigeführt haben, ist unbekannt. Es wird wohl, wie oben erwähnt, an der Unansehnlichkeit der meist keramiklosen Gräber liegen, daß im Arbeitsgebiet kaum Fundplätze dieser Zeit bekanntgeworden sind. Daraus auf eine Siedlungsleere zu schließen, wäre sicher falsch. Denn das durch die damaligen Angriffskriege der Römer in das Interesse der Geschichtsschreiber gerückte westgermanische Gebiet war nach ihren Berichten von einer großen Zahl verschiedener Volksstämme bewohnt. Diese gliederten sich in drei Großstämme, die wohl weniger die Bedeutung von politischen Einheiten als von Kultverbänden besaßen¹³. „Die Ingväonen umfaßten die Völker des anglo-friesischen Sprachstammes an der Nordsee, zu den Istväonen gehören die Völker im Kerngebiet Niedersachsens (und in Westfalen), also von der Gegend nördlich des Harzes bis zum Rheine hin, während die Herminonen mit ihren Stämmen sich nach Osten zu anschlossen und besonders Mitteldeutschland als westliche Nachbarn der Ostgermanen besiedelten“¹⁴. Für das Gebiet an und östlich der oberen Ijssel sind als Nachbarn der an Lippe und Ems wohnenden Brukterer die Chamaven genannt. Dieser Volksstamm, als dessen Mittelpunkt Kahrstedt Deventer angibt¹⁵, hat im Gegensatz zu den meisten seiner Nachbarstämme den Siedlungsraum während der ganzen Kaiserzeit beibehalten. In dem bewegten Bild von Stammesfehden und Völkerverschiebungen, welches die Schriftquellen des 1. Jahrhunderts erschließen, nehmen die Chamaven eine Sonderstellung ein. Abgesehen von einem Gebietsverlust in dem von mehreren Stämmen nacheinander eingenommenen Landstrich zwischen Ijssel und Rhein begegnen sie uns nur einmal als Teilnehmer an den innergermanischen Kampfhandlungen. Im Jahre 98 bereiten sie im Verein mit den vormals östlich der Weser ansässigen Angrivariern ihren Nachbarn, den Brukterern, eine vernichtende Niederlage. Nach langem Schweigen der Überlieferungen finden wir die Chamaven um 300 und bis tief in das 4. Jahrhundert hinein noch immer in ihren angestammten Sitzen¹⁶, wo sie zusammen mit anderen Volksgruppen in dem sich bildenden Großverband der Franken aufgingen. Ihr Stammesname blieb im fränkischen Gau „Hama-land“ erhalten.

Das Gebiet des Kreises Ahaus hat wohl während des ganzen beschriebenen Zeitraums zum chamavischen Siedlungsbereich gehört, wenn auch vielleicht nicht zu den bevorzugten Wohngebieten. Die Zahl der seit der mittleren Kaiserzeit wieder auftretenden Urnengräber erreicht bei weitem nicht den Umfang der älteren Eisenzeit. Da die neue Keramik von besserer Qualität und größerer Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse gewesen ist als die der vorrömischen Epoche, kann ein Mangel in der Fundbeobachtung nicht der Grund dafür sein. Es ist vielmehr mit einer lockereren Besiedlung zu rechnen. Zu beachten ist, daß das Wiederaufleben der Töpferkunst in eine Zeit fällt, in der die Wirrnisse der römischen Angriffskriege, des Bataver-Aufstands und der innergermanischen Streitereien verebbt waren. Die hohe Kunstfertigkeit der Tonware spiegelt geradezu die friedlichen Zeitumstände wider. Vielleicht ist es auch umgekehrt möglich, den Niedergang des Grabbrauchtums in der jüngeren Eisenzeit als Begleiterscheinung einer Unruhe zu betrachten, von der wir keine schriftliche Kunde besitzen, weil die Römer noch nicht von ihr betroffen waren.

¹³ Nach R. Much, Artikel Germanen in Hoops Reallexikon 2, S. 182.

¹⁴ K. H. Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte, S. 194 (Zusatz in Klammern von Verf.).

¹⁵ U. Kahrstedt, Die politische Geschichte Niedersachsens in der Römerzeit. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 8, 1934, S. 1 ff.

¹⁶ U. Kahrstedt, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 8, 1934, S. 15.

Auf die Schwierigkeiten, Näheres über die Siedlungsweise und den Hausbau zu erfahren, wurde schon hingewiesen. Da von Uslar innerhalb seines Arbeitsgebietes an Hand von keramischen Übereinstimmungen die Bedeutung und die Einheitlichkeit des istvönischen Stammesverbandes betont¹⁷, werden seine Erhebungen über das Siedlungswesen auch auf das chamavische Westmünsterland zutreffen: „Obwohl die Forschung über die Siedlungsweise mangels systematischer Aufdeckung ganzer Siedlungsplätze noch ziemlich in den Anfängen steckt¹⁸, läßt sich doch schon erkennen, daß es offenbar Einzelhäuser beziehungsweise -gehöfte wie auch dorf- oder weilerartige Siedlungen gegeben haben muß. . . . Die Siedlungen liegen häufig auf einer sanft geneigten Anhöhe, damit Wasser und Unrat abfließen kann, gegen die kalten Winde aus Osten und Norden geschützt, in der Nähe eines Wasserlaufs oder einer Quelle. Das Schutzbedürfnis scheint demgegenüber keine Rolle gespielt zu haben. Bisher hat sich noch in keinem Fall ein Brunnen feststellen lassen, obwohl der Brunnenbau spätestens seit der ausgehenden Latènezeit im germanischen Gebiet bekannt war. Offenbar sucht man möglichst seinen Wasserbedarf aus Bach oder Quelle zu decken, um sich die mühselige Arbeit des Brunnengrabens zu ersparen“¹⁹.

Auf Handelsverbindungen nach dem römisch besetzten Rheinland weisen gelegentliche Kleinfunde hin. Die Abgelegenheit des Arbeitsgebietes von der damaligen Haupthandelsstraße, dem Lippeweg, bringt es wohl mit sich, daß sich für leicht zerbrechliche Güter wie Gläser und Tongeschirr, die hauptsächlich links des Rheines hergestellt wurden, die Einfuhr nicht lohnte. Für die ältere Kaiserzeit ist das Bruchstück links des Rheines hergestellt worden, die Einfuhr nicht lohnte. Für die ältere Kaiserzeit ist das Bruchstück links des Rheines hergestellt worden, die Einfuhr nicht lohnte. Für die ältere Kaiserzeit ist das Bruchstück links des Rheines hergestellt worden, die Einfuhr nicht lohnte.

Abschließend ist nochmals auf die beschriebene Schalenurne von Epe zurückzukommen. Das Rätsel ihres isolierten Auftretens so weit westlich ihres Herkunftsbereiches ist vorerst nicht zu lösen. Als ein Handelsobjekt wird man sie nicht ansehen können; denn obwohl ihre Qualität vorzüglich zu nennen ist, steht sie doch nicht so hoch über der einheimischen Ware, daß hierzulande ein entsprechender Bedarf denkbar wäre. Es bleibt noch die Möglichkeit, daß die Urne von Einwanderern mitgebracht worden ist. Dazu würde passen, daß die Gräberfelder der Altmark und Osthannovers zum größten Teil um 400, zum kleineren Teil in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts abbrechen, wie die Tabelle der Belegungsdauer bei Kuchenbuch zeigt²⁰. Denkbar wäre, daß neben dem Gros des für Langobarden gehaltenen Volkes, das aus der Altmark nach Südosten abwanderte, auch ein Teil in westlicher Richtung abzog. Ein einzelnes Gefäß, zu dem jegliche Vergleichsstücke in weitem Umkreis fehlen, reicht jedoch nicht aus, daran weitreichende Schlußfolgerungen zu knüpfen.

DAS FRÜHE UND HOHE MITTELALTER

Die fränkische Kultur

Für die Perioden der Völkerwanderungs- und der Merowingerzeit lassen uns die Bodenfunde des Ahauer Kreisgebiets so gut wie vollständig im Stich. Für die Zugehörigkeit des Arbeitsbereiches zum Stammesverband der Franken können wir als einzigen Beleg einen grauen Knicktopf mit umbiegender Rand heranziehen, der als Einzelfund auf dem Eschlohner Esch bei Hundewick herausgekommen ist (Kat.-Nr. 122). Das Gefäß war auf der Drehscheibe hergestellt; seine Schulter trug eine durch Abrollen eines gezähnten Rädchens eingedrückte Verzierung. Da das Gefäß nicht erhalten ist und auch keine Abbildung von ihm vorliegt, kann bezüglich seiner Zeitstellung nicht mehr gesagt werden, als daß es wahrscheinlich dem 6. oder 7. Jahrhundert angehört.

Aus den Befunden einer größeren Anzahl westfälischer Friedhöfe, die sich vornehmlich in einem breiten Gebietsstreifen beiderseits der Lippe konzentrieren, ist ein einschneidender Wandel im Bestattungswesen festzustellen. Die seit dem Beginn der jüngeren Bronzezeit durchgängig geübte Sitte der Leichenverbrennung verschwand gegen Ende der römischen Kaiserzeit und wurde von der Totenbeerdigung abgelöst. Die Verstorbenen wurden meistens in Brettersärgen in Grabschächten beigesetzt, deren Wände gelegentlich mittels Pfosten und Holzbohlen ausgeschalt waren (Kammergräber). Die Grabgruben erreichen in der Regel eine

¹⁷ R. von Uslar, Westgermanische Bodenfunde, S. 179.

¹⁸ Eine Untersuchung über den Hausbau der römischen Kaiserzeit in Westgermanien ist von B. Trier 1965 abgeschlossen worden (münstersche Dissertation).

¹⁹ R. von Uslar, Westgermanische Bodenfunde, S. 157f.

²⁰ F. Kuchenbuch, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 27, 1938, S. 54.

beträchtliche Tiefe; vielleicht ist das die Ursache, daß in dem grabungsmäßig noch wenig erforschten Arbeitsgebiet noch kein solcher Friedhof entdeckt worden ist. Ein Teil der Gräber ist reich ausgestattet worden. Einige Frauengräber enthielten eine Menge kostbarer Geschmeide, goldene oder vergoldete Gewandspangen und Scheibfibeln mit eingelegten Almandinen; daneben bunte Glasperlenketten, Anhänger, Gewand- und Gürtelzierplatten. Den Männern wurden gelegentlich ihre Waffen mitgegeben. Neben dem Schild zählt vor allem das zweischneidige Lang- und das einschneidige Kurzschwert zur Ausrüstung, dazu Messer, Spieße und Pfeile. Auch Geräte des täglichen Gebrauchs gehören zur Ausstattung für das Leben im Jenseits, besonders reichverzierte Knochenkämme und eiserne Scheren. Außerdem finden sich Bronze- und Tongefäße sowie hölzerne, eisenbereifte Eimer in den Gräbern. Sie bargen, wie Untersuchungen erhaltengebliebener Rückstände gezeigt haben, Speisen und Getränke als Wegzehrung für die Reise ins Reich der Toten. Bezeichnend für die Glaubensvorstellungen vom Weiterleben nach dem Tode ist auch, daß besonders reich ausgestattete Tote eine Goldmünze im Munde trugen. Diese war vielleicht – in Anlehnung an den antiken Totenglauben, wonach dem Fährmann am Totenfluß ein Obolus für die Überfahrt entrichtet werden mußte – als Zehr- und Reisegeld gedacht.

Die westfälischen Friedhöfe der beschriebenen Art gleichen in allen wesentlichen Erscheinungsformen denjenigen des Rheinlandes und des östlichen Frankreich. Huckle macht jedoch darauf aufmerksam, daß nicht alle in den Schriftquellen als fränkisch überlieferten Gebiete im Begräbniswesen übereinstimmen¹. Er weist auf eine Gruppe von merowingerzeitlichen Friedhöfen hin, auf denen im Gegensatz zu den Fundplätzen des Lippe-Bereiches weiterhin die Brandbestattung geübt worden ist. Das Verbreitungsgebiet dieser Sondergruppe erstreckt sich über das westliche und südwestliche Münsterland, Teile des Niederrheingebiets und die östlichen Niederlande. Man ist versucht, in dieser räumlich und zeitlich gut abgegrenzten Brandgräbergruppe den archäologischen Niederschlag dafür zu sehen, daß sich auch im fränkischen Stammesgefüge gewisse völkische Eigenarten der Teillieder über längere Dauer gehalten haben. Nach dem, was wir in den spätesten Schriftquellen der römischen Kaiserzeit über die geografische Verteilung der germanischen Stämme erfahren haben, darf man in den an der Leichenverbrennung festhaltenden Franken des westmünsterländisch-niederländischen Raumes vielleicht die Nachkommen der Chamaven wiedererkennen. Es bleibt indes abzuwarten, ob sich die bislang nur in wenigen Fundplätzen nachgewiesene Brandgräbersitte auch in Zukunft als die einzige oder zumindest die vorherrschende Bestattungsart dieses Bereiches erweist.

Der Sachsenvorstoß

Mit dem Übergang vom 7. zum 8. Jahrhundert treten auf einer Reihe von fränkischen Gräberfeldern an Stelle der reichen Holzkammergräber einfachere Baumsarggräber in flachen Gruben auf. „Die Bestattungen liegen auf denselben Friedhöfen, meist aber von den älteren Gräbern räumlich getrennt, gelegentlich sogar ohne Rücksicht auf diese angelegt (Überschneidungen). . . Die Grabausstattung ist nicht mehr so reich und verrät jetzt ebensoviel Beziehungen zu Hannover, Sachsen-Thüringen und Hessen wie zum Rheinland. Wichtig ist nun, daß die Baumsarggräber nicht allein die Kammergrabfriedhöfe im Lippegebiet fortsetzen (meist bis in das 9. Jahrhundert hinein), sondern auch in den Gegenden Westfalens auftreten, in denen Körpergräber der Merowingerzeit bisher nicht gefunden worden sind. Angesichts dieser Sachlage drängt sich die Vermutung auf, daß in dem Auftreten der Baumsarggräber und der mit ihnen vergesellschafteten Funde die endgültige Eingliederung Westfalens in den sächsischen Machtbereich zum Ausdruck kommt“².

In den Schriftquellen erscheint der Name der Sachsen zum ersten Male gegen Ende des 3. Jahrhunderts³. Für die Folgezeit wird von wiederholten Angriffen dieses Stammes auf die fränkischen Gebiete berichtet. An Hand archäologischer Belege hat Huckle einen sächsischen Vorstoß, der bis an die mittlere Lippe reichte, politisch jedoch ohne dauernde Folgen blieb, für die Mitte des 5. Jahrhunderts angenommen⁴. Die eigentliche Einbeziehung Westfalens in den Sachsenbereich ging jedoch gegen Ende des 7. und im 8. Jahrhundert vor sich. Neuere Großgrabungen des Landesmuseums⁵ haben Hinweise gebracht, daß Westfalen nicht nur machtpolitisch in den Stammesbereich der Sachsen aufgenommen worden ist, sondern daß ein Bevölkerungszustrom stattgefunden hat. Eindrucksvoll sind die Ergebnisse, die durch die Grabungstätigkeit von Winkelmann in Warendorf erzielt wurden. Sie vermitteln uns eine Vorstellung von einer bäuerlichen Siedlung,

¹ K. Huckle, Sächsische Funde der Völkerwanderungszeit in Westfalen. Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte, Band 4, S. 341 ff.

² K. Huckle, Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte 4, S. 343.

³ Wir folgen hier den Ausführungen von U. Kahrstedt (a. a. O., S. 17 ff.), der sich entschieden gegen die umstrittene Erwähnung des Sachsennamens bei Ptolemaios einsetzt.

⁴ K. Huckle, Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte 4, S. 341 ff.

deren Lebensdauer durch die keramischen Funde für die Zeit vom Ende des 7. Jahrhunderts bis um 800 sichergestellt ist. Am Südufer der Ems – in der Nähe eines alten Flußüberganges – wurden mehrere Hofbezirke freigelegt. In diesen gruppierten sich um das große langgestreckte Wohnhaus des Besitzers die bescheideneren Wohnstätten der Hörigen und Knechte sowie eine Anzahl von Wirtschaftsgebäuden: Ställe, Scheunen, Werkstätten, Speicher und Grubenhäuser. Auch bei den Untersuchungen in der alten Stiftskirche zu Vreden hat Winkelmann Spuren einer vorkarolingischen Besiedlung angetroffen. Gewisse Beschränkungen der Arbeitsmöglichkeiten gestatteten nicht die Abdeckung einer großen Fläche in der Umgebung der Kirche, die zur Klärung von Siedlungskomplexen Vorbedingung ist.

Die Keramik

Von der fränkischen Tonware, für die neben der Bevorzugung scharfgeknickter doppelkonischer Formen die Verwendung der Töpferscheibe charakteristisch ist, hebt sich die sächsische Ware des 8. Jahrhunderts in mehrfacher Hinsicht ab. Die Beobachtung einer Siedlungsgrube in der Profilwand einer Sandentnahmestelle in Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 179) und die teilweise Bergung ihres Inhalts hat uns zwar keine völlig erhaltenen Gefäße beschert, doch kann an Hand der erhaltenen Scherben die Eigentümlichkeit und Andersartigkeit der Keramik erläutert werden. Sämtliche Gefäße – es sind Bruchstücke von acht verschiedenen Exemplaren gefunden worden – sind ohne Verwendung der Töpferscheibe von Hand gemacht. Das Material ist durchweg feinsandig gemageter, mäßig hart gebrannter Ton, dessen Färbung zwischen lederbraun und grauschwarz schwankt. Die Oberfläche ist im allgemeinen gut geglättet. Die Randstücke der Gefäße (Tf. 41, 3–9) sind nicht ganz einheitlich. Bei allen ist jedoch zu erkennen, daß die Gefäßoberteile zur Mündung hin in flachem Bogen eingezogen waren. Nach Parallelen aus Warendorf ist eine Ergänzung der Gefäßform möglich. Es handelt sich meist um breite, mehr oder minder bauchige Kumpfe und um eiförmige Töpfe, an welchen man sich unten eine kleine, undeutlich begrenzte, gelegentlich sogar leicht nach außen gewölbte Standfläche vorzustellen hat. Bei einigen Fragmenten ist der Rand einfach nach innen gerichtet (Tf. 41,3. 6. 9) oder ein wenig angehoben (Tf. 41,7); andere weisen eine beginnende Lippenbildung mit der Neigung zur Ausladung auf (Tf. 41,4. 5). Bei einer Scherbe ist eine schwache Außenkehlung und der Beginn einer stärkeren Ausbiegung feststellbar (Tf. 41,8). Charakteristisch ist auch die Verzierung, die sich in Resten auf zwei gehenkelten Randscherben gehalten hat. Der Abdruck rechts in Henkelhöhe auf der Scherbe Tf. 41,3 ist zu einem sogenannten Radstempelmuster zu ergänzen, einer kreisförmigen Vertiefung mit erhabenem Achsenkreuz. Auf dem Randstück Tf. 41,4 sind ohne erkennbare Ordnung eingedrückte kleine Kreuzstempelmuster zu bemerken. Die Datierung der Keramik stützt sich auf Vergleichsstücke aus den Grabungen auf dem Domplatz in Münster. Die Ware gehört der Mitte, bzw. der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts an. Zwei Webgewichte (Tf. 41,1. 2) aus sehr schwach gebranntem Ton besitzen die für das Mittelalter typische runde bis ovale Form. Tiefeingeschnittene Fadenrinnen (beim ersten Stück oben, beim zweiten oben und links) bezeugen eine längere Verwendung. Beide Fadenbeschwerer sind in unregelmäßiger Streuung mit sehr groben Radstempleindrücken belegt.

Die karolingische Zeit

Nachdem vornehmlich in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts ein großer Teil des rechtsrheinischen fränkischen Gebiets den vordringenden Sachsen zugefallen war, begann unter der Herrschaft Karls des Großen ein langjähriges erbittertes Ringen um die Rückgewinnung des altfränkischen Siedlungsraumes. Die fränkischen Angriffe richteten sich zu Anfang des im Jahre 772 begonnenen Krieges in erster Linie gegen die sächsischen Befestigungen im mittleren Westfalen; ab 779 wurden die Vorstöße dann auch auf das westliche Münsterland ausgedehnt. Das fränkische Heer setzte an der Lippemündung über den Rhein, überrannte bei Bocholt sächsische Verteidigungslinien und drang auf der alten Heerstraße, die über Vreden, Rheine und Osnabrück zur Weser führt, ins Landesinnere vor.

Der Ringwall bei Wessendorf

In die Zeit dieser Auseinandersetzungen gehört offenbar die Wallburg „Hünenring“ beim Hofe Bockwinkel zu Wessendorf. Anlässlich der Ausgrabungen in der alten Stiftskirche zu Vreden wurde versucht, Genaueres über ihre Beschaffenheit und Zeitstellung zu erfahren, da man ihr eine wichtige Rolle bei der

⁵ Warendorf, Kr. Warendorf. W. Winkelmann, Eine westfälische Siedlung des 8. Jahrhunderts bei Warendorf, Kr. Warendorf. *Germania* 32, 1954, S. 189 ff. – Vreden, Kr. Ahaus. W. Winkelmann, *Frethenna praeclara. Vredener Festbuch*, S. 20 ff. – Münster i. W., Domplatz. W. Winkelmann, *Ausgrabungen auf dem Domhof in Münster. Monasterium (Domfestschrift) 1966*, 25 ff.

Klärung des geschichtlichen Ablaufs in der Spätphase der Sachsenkriege zutraute. Die Untersuchungen von A. Kersting im Bereich des Haupttores der Burg haben wenigstens teilweise Aufschluß erbracht⁶. Es sind jedoch – bei dem geringen Ausmaß der Grabungen ist das nicht verwunderlich – noch wichtige Fragen offen geblieben. So ist z. B. weiterhin ungewiß, ob die Errichtung der Wallburg als einer Verteidigungsanlage den Sachsen zugeschrieben werden muß, oder ob sie eine fränkische Gründung zur Sicherung des eroberten Landes war. Möglich ist aber auch, daß sie als ein von Sachsen errichtetes Befestigungswerk erobert und – nach Wiederherstellung durch die Franken – weiterbenutzt worden ist. Für die letzte Deutung lassen sich zwei Stützen anführen. Erstens ist nach dem Grabungsbericht eine Zweiperiodigkeit der Anlage zumindest im Torbereich nachgewiesen. Unter der Steinpackung in der Durchfahrt des „Kammertores“ wurden Verkeilungen und hölzerne Schwellen einer älteren Torweganlage angetroffen. Zweitens scheint die Wahl des Geländes für die Burg eher sächsischen als fränkischen Intentionen zu entsprechen. Oben wurde schon auf die Lage der Siedlung Warendorf auf der südlichen Flußterrasse der Ems hingewiesen und auf die Nähe einer Furt aufmerksam gemacht. Offenbar ist die Möglichkeit einer Kontrolle über die Flußübergänge bei der Platzwahl bestimmend gewesen. Auffällig genug liegt der „Hünenring“ ebenfalls auf einem erhöhten Südufer, dicht an der Berkel und hart östlich des einzigen Flußüberganges in weitem Umkreis. Solche durch die Geländebeschaffenheit vorgeschriebenen Übergänge pflegen eine alte Tradition zu haben; die heutige Brücke wird, den Gegebenheiten des vorhandenen Wegenetzes entsprechend, die Nachfolge einer alten Furt übernommen haben. Denkbar ist ferner, daß der ersten Befestigungsanlage eine „offene“ Siedlung vorausgegangen ist, die erst im Verlauf der Feindseligkeiten zwischen Franken und Sachsen mit einem Ringwall umgeben wurde.

Während die Ursprünge des Wessendorfer „Hünenringes“ nur hypothetisch erfaßt werden können, darf man seine zweite Bauphase als Werk der Franken ansprechen. Parallelen zu einigen Eigentümlichkeiten der Wallkonstruktion haben sich nämlich bei den Ausgrabungen auf dem Domplatz in Münster nachweisen lassen, und zwar in der Umwallung des von Bischof Liudger an Stelle der verwüsteten Sachsensiedlung errichteten „monasterium“. Gemeinsam ist beiden Anlagen die Befestigung der Wallfronten mit sorgfältig aufeinandergeschichteten – gleichsam „vermauerten“ – Rasen- und Heideplaggen. Diese Übereinstimmung mag man noch als unabhängig voneinander an beiden Plätzen entwickelte Ersatzmaßnahme ansehen, die wegen des Mangels an Bruchsteinen getroffen wurde. Hinzu kommt jedoch eine weitere Eigenart, die, obwohl von untergeordneter technischer Bedeutung, typisch ist und anzeigt, daß beide Werke von Bauleuten der gleichen Herkunft erstellt worden sind. In Münster wie in Wessendorf standen die großen Frontpfosten nicht in den üblichen Pfostenlöchern runder oder quadratischer Form, sondern in Gruben, die nach einer Seite rampenförmig so erweitert waren, daß man die Pfosten auf einer schrägen Ebene bis zur Sohle hinab-rutschen lassen konnte, um sie dann hochzustemmen und in senkrechter Position zu verkeilen.

Die Datierung der Burg von Wessendorf stützt sich auf einige Scherben, die unterhalb der Steinpackung des jüngeren Tordurchlasses gelegen haben und nach Ansicht des Ausgräbers beim Neubau in die alte Oberfläche hineingetreten worden sind. Die Bruchstücke sind demgemäß klein, aber doch ausreichend, um den Charakter der Keramik darzulegen. Im Gegensatz zur Tonware des vollen 8. Jahrhunderts, bei der noch einwärts geneigte Ränder vorherrschen (Tf. 41,3–7. 9), obwohl eine Tendenz zur Ausbildung nach außen umgelegter Ränder schon sichtbar wird (Tf. 41,5 und besonders 8), weisen die Wessendorfer Stücke alleamt eine deutliche Ausbiegung der Randpartie auf (Tf. 41,10–18). Bei einigen ist die Ausladung weich und geschwungen (Tf. 41,11. 14–16. 18), bei anderen mehr trichterartig steif (Tf. 41, 10. 12. 13. 17). Die Gefäß-unterteile hat man sich breit-beutelförmig bis kugelig vorzustellen. Es ist also der Übergang von den Küm-pfen mit schwach ausgeprägter Standfläche zu den sogenannten Kugeltöpfen bereits vollzogen. Eine kleine Wandscherbe (Tf. 41,20) trägt noch die im 8. Jahrhundert geläufige Verzierung mit sauber eingedrückten Radstempeln. Außerdem sind in Wessendorf noch Bruchstücke eines feintonigen, gelben Gefäßes der sogenannten Badorfer Ware gefunden worden, die in rheinischen Töpfereien hergestellt wurde, und ferner ein stark verrostetes Eisengerät (Tf. 41,19)⁷.

Vergleiche mit den keramischen Hinterlassenschaften der beiden oben herangezogenen Fundplätze mit gesicherter Stratigrafie ergeben für unseren Scherbenkomplex eine Parallelisierung mit der Endstufe von Warendorf und dem Beginn der befestigten Siedlung auf dem Domplatz in Münster, mithin einen Zeit-

⁶ Die Ergebnisse der Untersuchung können hier nur summarisch behandelt werden, da wegen eigener Publikationsabsicht der veranstaltenden Altertumskommission für Westfalen (A. Stieren) die Grabungsunterlagen nur auszugsweise eingesehen werden durften. Eine Beschreibung der Anlage und ein kurzer Bericht über den Gang der Untersuchung ist im Katalogteil dieser Arbeit (Teil III, Nr. 217, S. 134) gegeben.

⁷ Ich halte das U-förmige, nach außen ausdünnende Gerät für den eisernen „Schuh“ eines Holzspatens, der vielleicht beim Bau der jüngeren Toranlage verlorengegangen ist.

ansatz um 800. Für die Klärung der angeschnittenen Fragen, insbesondere zur Entstehungsgeschichte der Ringwallanlage, sind von zukünftigen großräumigen Untersuchungen der Burg Aufschlüsse zu erwarten. Da sie die einzige bekannte Großbefestigung im sächsischen Gau Hamaland darstellt, werden die Ergebnisse einer gründlichen Erforschung nicht nur lokalhistorisch, sondern allgemein landeskundlich von Bedeutung sein; vielleicht könnte dadurch das politische Zentrum eines Gaues und sein Schicksal in den Wirren der Sachsenkriege überschaubar gemacht werden⁸.

Die Grabsitten

Auf den Wandel im Bestattungswesen, der mit der Ankunft der Sachsen im merowingischen Frankenreich einherging, wurde schon hingewiesen. Im allgemeinen wurden den in Baumsärgen beigesetzten Toten nur spärliche Beigaben mitgegeben. Kriegergräber enthalten hier und da nur Schwert und Schild, gelegentlich ist auch das Reitpferd des Verstorbenen in der Nähe oder in derselben Grube bestattet. Wahrscheinlich gehört ein Grab vom Wüllener Esch (Kat.-Nr. 233) in die sächsische Zeit. Dort fand sich in einer Kalkgrube ein Skelett „mit kurzem Schwert und knopfähnlichem Gürtel- oder Riemenverschluß“. Vielleicht stammt auch ein bei Stadtlohn in der Nähe des Hofes Wenning gefundenes Schwert aus einem nicht erkannten Grabe (Kat.-Nr. 202). In der Regel waren die Grabgruben in nordsüdlicher Richtung angelegt. Die Toten lagen darin mit dem Kopf im Süden, so daß ihr Blick nach Norden gerichtet war. Dieser im ganzen Sachsenbereich und darüber hinaus verbreitete Brauch geht wohl von der Vorstellung aus, daß sich der Sitz der germanischen Gottheiten im hohen Norden befinde, wie auch die zeitgenössischen und späteren Quellen berichten. Im Gefolge der Eroberung des Sachsenlandes durch Karl den Großen und der alsbald einsetzenden Christianisierung wurde mit dieser Sitte gebrochen. Zwar ist eine ganze Reihe der heidnischen Friedhöfe Westfalens noch weiterhin belegt worden, doch sind die jüngeren Gräber west-östlich orientiert und haben in der Regel keine Beigaben mehr. Die Weiterbenutzung alter Friedhöfe wurde nur für eine Übergangszeit geduldet und sofort nach der Gründung christlicher Missionszentren durch die im Jahre 785 erlassenen Kapitularien Karls des Großen verboten und mit der Todesstrafe bedroht. Hinfort fanden die Toten auf den Kirchhöfen in unmittelbarer Nähe der neugegründeten Gotteshäuser ihre Ruhestatt. In dem zum christlichen Mittelpunkt des Hamalands bestellten „sehr berühmten Vreden“ sind solche in die Erbauungszeit der ältesten Kirche gehörigen Gräber bei den Ausgrabungen festgestellt worden.

Auf die Ergebnisse der Untersuchungen in der alten Stiftskirche zu Vreden kann nicht näher eingegangen werden. Das überaus umfangreiche Fundmaterial harret noch immer der Restaurierung und der wissenschaftlichen Aufarbeitung. Eine Schilderung der wichtigsten historischen Erkenntnisse hat Winkelmann im Vredener Festbuch veröffentlicht. In Anlehnung an seinen Bericht und an einen weiteren Aufsatz⁹ bringt der Katalogteil dieser Arbeit (Nr. 207, S. 133) einen knappen Abriß der Baugeschichte der Kirche mit Hinweisen auf die einschlägigen alten Schriftquellen und die archäologischen Träger der Datierung. Eine weitergehende Ausdeutung der komplizierten Befunde muß der endgültigen Publikation durch die Ausgräber vorbehalten bleiben.

Die Kugeltopf-Keramik

Die Entstehung der Kugeltöpfe aus Kumpfformen mit zunächst eingezogenem, später ausladendem Rand, wurde schon an Hand der auf Tafel 41 abgebildeten Fundkomplexe von Schöppingen-Ramsberg und Wessendorf erläutert. Eine weitere kleine Scherbenkollektion von Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 181) stellt zeitlich und entwicklungsmäßig eine Zwischenstufe dar, die an das Ende des 8. Jahrhunderts zu datieren ist. Neben dem Randstück eines regelrechten Kumpfes (Tf. 42,10) lieferte die Fundstelle zwei Scherben mit aufrechtstehendem Rand, von denen man in Unkenntnis der Form des Unterteils nicht sicher sagen kann, ob sie noch zu den Kumpfen oder schon zu den Kugeltöpfen zu zählen sind (Tf. 42,8. 9). Ein Bruchstück mit stärker ausladender Randpartie (Tf. 42,11) zeigt das Profil der frühen Kugeltöpfe, für die eine weichergerundete Halseinschnürung typisch ist. Vergleichbar ist auch die Scherbe Tf. 43,9, deren Fundort nicht bekannt ist. Die folgende Entwicklungsstufe, die in das volle 9. Jahrhundert zu setzen ist, wird durch Gefäße mit meist kurzem, stets unverdicktem geradem Rand vertreten, der mehr oder weniger scharfwinklig nach außen umgelegt ist. Zu ihr gehören ein kleines Gefäß aus Epe (Tf. 43,1), vermutlich auch ein merkwürdig plumper und sehr dickwandiger Topf aus Wessum (Tf. 43,4) und einige Randstücke unbekanntem Fundorts aus dem Museum Vreden (Tf. 43,5. 6. 8. 10–13. 16. 17).

⁸ Der letzte Satz in sinngemäßer Anlehnung an W. Winkelmann, *Frethenna praeclara*. Vredener Festbuch, S. 29.

⁹ W. Winkelmann und H. Claußen, *Archäologische Untersuchungen unter der Pfarrkirche zu Vreden. Mit baugeschichtlichem Beitrag* (Vorbericht). Westfalen, 31. Band 1953, S. 304ff.

☛ Gegen Ende des 9. und im 10. Jahrhundert beginnt sich eine stärkere Modellierung der Gefäßränder abzuzeichnen. Die vormals rundlippig bis schwach kolbenförmig endenden Ränder sind nunmehr im allgemeinen scharf abgestrichen und an der Oberkante gelegentlich ein wenig verbreitert. Zur Illustration kann das Fundmaterial aus einer Siedlung von Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 180) herangezogen werden. Die Ränder der Kugeltöpfe sind teils waagrecht (Tf. 42,2. 4. 7), teils schräg nach innen (Tf. 42,1. 6) oder außen (Tf. 42,3) abgestrichen. An einem Randstück (Tf. 42,3) ist unterhalb des Halsknicks der obere Ansatz einer kurzen röhrenförmigen Ausgußtülle erhalten. Für die genauere Datierung der Keramik ist von Wichtigkeit, daß an einigen Stücken das Randprofil nicht mehr streng trichterförmig ausgebildet ist, sondern eine, wenn auch nur sehr schwache Kehlung der Innenseite aufweist (Tf. 42,3–5. 7). In dieser Erscheinung haben wir die Anfänge für die Herausbildung der sogenannten Deckelfalze zu sehen, einer deutlichen, manchmal sogar stufig abgesetzten Kehlung des Innenrandes, welche für die Gefäße des 11. und 12. Jahrhunderts kennzeichnend ist. Da, wie oben vermerkt, bei den Gefäßen von Schöppingen-Ramsberg dieser Prozeß nur im Ansatz gefaßt werden kann – ein Teil der Bruchstücke zeigt noch den alten geraden Rand – ist die Keramik wohl noch in das 10. Jahrhundert, und zwar in dessen zweite Hälfte, zu setzen. Einige im gleichen Zusammenhang gefundene feintonige, hellgelbe, rotbemalte Scherben stehen der Datierung nicht entgegen. Mit der Produktion dieser – nach ihrem rheinischen Herstellungsort „Pingsdorfer“ genannten – Keramik ist um die Mitte des 9. Jahrhunderts begonnen worden. Ihre Lebensdauer reicht noch bis weit über die Jahrtausendwende hinaus.

☛ Ähnliche Randbildungen wie die besprochenen – teilweise schon mit stärkerer Kehlung und deutlicher Verdickung der Lippe – weisen auch einzelne Scherben aus dem Museum Vreden auf (Tf. 43,14. 15. 18. 19). Neben dem Auftreten eines ausgeprägten „Deckelfalzes“ ist für die späten Kugeltöpfe des 11. und 12. Jahrhunderts die Verwendung eines Formholzes kennzeichnend. Dieses Instrument stellt einen teilweisen Ersatz für die nach der Zeit der fränkischen Knicktöpfe wieder aus der Mode gekommene Töpferscheibe dar. Während der Gefäßkörper mit großer Kunstfertigkeit in Handarbeit – vielleicht unter Zuhilfenahme eines gerundeten Steines – von innen nach außen „getrieben“ wurde, bediente man sich für die Randgestaltung profilierter Formhölzer, mit denen das Oberteil umfahren wurde, um eine gleichmäßige Mündung zu erzielen. Derart behandelte Gefäße haben zumeist eine tiefe, halbrunde Kehlung unter dem Rande, wie sie zwei Kugeltöpfe aus Gronau aufweisen (Tf. 43,2. 3).

☛ Der größte Teil der beschriebenen Gefäße besteht aus einem Tonmaterial, das durch Beimengung von grobem Sand und kleinen Steinen gemagert ist. Nur selten sind besondere Anstrengungen gemacht worden, eine glatte Wandung zu erzielen; die große Masse der Gefäße ist stumpf bis körnig-rau. Für gewöhnlich ist die ältere Keramik schwächer gebrannt und heller gefärbt als die jüngere. Die Farbskala reicht von meist lederbraunen, dunkelgefleckten Gefäßen der Karolingerzeit über alle Schattierungen bis zu den dunkelgrauen, überwiegend jedoch tiefschwarz geschmauchten gegen Ende der beschriebenen Typenreihe.

Siedlungswesen

In dem Abschnitt, der die Eingliederung unseres westfälischen Bereiches in den sächsischen Stammesverband behandelt, ist in kurzen Zügen das Bild einer sächsischen bäuerlichen Siedlung dargestellt, wie es durch die Ausgrabungen in Warendorf erschlossen worden ist. Im Arbeitsgebiet sind vereinzelt bei Bauvorhaben und Sandschachtungen zum Teil gut erhaltene Reste von Häusern und sonstigen zum Siedlungsbereich gehörigen Bauwerken angegraben worden, die jedoch einem späteren Zeitabschnitt zuzuweisen sind. Noch in das 8. Jahrhundert fällt nach Ausweis der Keramikfunde ein Siedlungsplatz an der Vechtebrücke bei Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 181), der bis auf das gelegentliche Ablesen von Oberflächenfunden unbeobachtet geblieben ist. Planmäßige Ausgrabungen auf dem „Hogen Kamp“ bei Epe, die der Erforschung einer jungsteinzeitlichen Grabanlage galten, führten zur Aufdeckung einer großen Fülle von Wandspuren und Grubenhausverfärbungen; doch ist damals (1932) eine Klärung des Befundes – aus unbekanntem Gründen – nicht gelungen. In dem in einer Fotokopie erhaltenen Grabungsplan (siehe Abb. 10) sind viele Fundamentgräbchen und Pfostenlöcher eingezeichnet, ohne daß auf die Stratigrafie der Spuren bei der Einmessung Rücksicht genommen wäre. Abgesehen von der – nicht völlig gesicherten – Datierung des Fundplatzes in das 9. Jahrhundert ist für die Kenntnis des Siedlungswesens somit leider nichts Weiterführendes herausgekommen. Besser wissen wir über einen zweiten Fundplatz auf Schöppingen Gebiet (Kat.-Nr. 180) Bescheid, der 1937 probeweise untersucht worden ist. Die damaligen Ergebnisse lassen als sicher erscheinen, daß sich große Teile einer Ansiedlung des 10. Jahrhunderts in der feuchten Wiesenniederung nordöstlich des Hofes Gövert gut erhalten haben. Offenbar infolge anhaltender Dürre ist ein Gehöft oder ein kleines Dorf in unmittelbarer Nähe eines Wasserlaufs angelegt und wahrscheinlich bei Eintritt feuchteren

Klimas wieder aufgelassen worden. Durch spätere Versandung der Bachniederung und durch Bedeckung der Siedlung mit feuchtigkeitsspeicherndem Faulschlamm haben sich ideale Erhaltungsbedingungen ergeben, die dem Fundplatz eine über das Übliche weit hinausreichende Bedeutung verleihen. Während sich die Erforschung von Wohnplätzen im allgemeinen mit den Verfärbungen begnügen muß, die vergangene Holzkonstruktionen im Boden hinterlassen haben, sind hier die Hölzer von Fundamenten und beträchtlichen Teilen des „Aufgehenden“ konserviert worden, so daß die Technik der Holzbearbeitung und einige Eigentümlichkeiten des damaligen Bauhandwerks in Einzelheiten studiert werden können. Nach dem Vorbericht des Ausgräbers¹⁰ sind in der kleinen Grabungsfläche von 1937 neben Bretter- und Bohlenwänden mehrerer Gebäude zwei aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellte Röhrenbrunnen und zwei gezimmerte Kastenbrunnen freigelegt worden. Den erstaunlich guten Erhaltungszustand eines solchen Röhrenbrunnens veranschaulicht das Situationsfoto Tf. 52,2¹¹. Ferner wurden Teile der hölzernen Einfassung des alten Bachbettes angetroffen. Am wichtigsten dürfte sein, daß auch hölzerne Gefäße und Geräte, darunter ein „Ruder“, sich in den schützenden Schlammschichten gehalten haben. Man wird auch mit anderen Funden aus vergänglichem Material, z. B. Textilien rechnen dürfen. Wenn man bedenkt, daß durch die umfangreichen Kultivierungsmaßnahmen der letzten Jahrzehnte, insbesondere durch Bachregulierungen und Drainagearbeiten, der natürliche Wasserhaushalt weiter Bereiche tiefgreifend verändert worden ist und wird, stellt sich die großzügige Untersuchung dieses im Kreisgebiet einzigartigen Fundplatzes als eine der vordringlichen Aufgaben für die heimische Bodenforschung in der nächsten Zukunft dar.

Weniger günstig waren die Lagerungs- und Arbeitsbedingungen an einer bei Bauarbeiten angeschnittenen Siedlung in Stadtlohn (Kat.-Nr. 199). Die unter Zeitdruck leidenden Untersuchungen führten lediglich zur Freilegung zweier Kastenbrunnen und eines Röhrenbrunnens. Einige in der Siedlungsschicht gefundene Kugeltopfscherben verweisen nach den oben angeführten typologischen Kennzeichen der Randgestaltung den Fundplatz in das 10. und 11. Jahrhundert. Etwa der gleichen Zeit gehören die Bruchstücke von Kugeltöpfen an, die im Profil einer Sandgrube von Schöppingen-Ramsberg (Kat.-Nr. 182) in einer humosen Schicht angetroffen wurden. Der alte Siedlungshorizont – als solchen wird man die großflächige feste Humusbank ansprechen dürfen – war von einer wohl im späten Mittelalter entstandenen Überwehung von etwa einem Meter Mächtigkeit überlagert.

Von einer weiteren Anzahl von Fundstellen sind nur Streuscherben aufgelesen worden. Für die Siedlungskunde vermögen diese Plätze nichts Belangreiches auszusagen. Bemerkenswert ist jedoch die Fundlage eines kleinen Kugeltopfes (Tf. 43,1) von Epe (Kat.-Nr. 66). Er stand in der Mitte einer ovalen, als Trockenmauerwerk aufgeführten Steinsetzung. Der Grund und die Bedeutung seiner Deponierung sind nicht festzustellen. Dagegen kann ein anderer, von unkundiger Hand zerstörter Befund von Wessum (Kat.-Nr. 220) einer Klärung nähergeführt werden, da uns Aussagen der Augenzeugen überliefert sind. Ihnen ist zu entnehmen, daß unter einer festen Lehmschicht in einer „wohlgeschützten Höhlung“ ein großer Topf in der Mitte zwischen zehn kleineren Gefäßen gestanden habe, wovon eines, ein etwas mißratener dickwandiger Kugeltopf, erhalten geblieben ist (Tf. 43,4). Die „feste Lehmschicht“ über der „wohlgeschützten Höhlung“ mit ihren elf unbeschädigten Gefäßen ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein kuppelförmiger Töpferofen gewesen, dessen Inhalt nach dem Brennen aus unbekanntem Gründen nicht in Benutzung genommen worden ist.

Sonstige Funde

Besonderer Erwähnung bedürfen noch zwei nichtkeramische Funde des 10., bzw. 11. Jahrhunderts. In Epe (Kat.-Nr. 65) wurde bei Kanalisationsarbeiten in großer Tiefe ein Steigbügel gefunden, der sich durch reiche Verzierung auszeichnet. Die Außenseiten der rechteckigen Riemenöse und der Schenkel sind mit waagerechten Rillen versehen, in denen noch Reste von eingehämmerten Messingdrähten erhalten sind (Tf. 40). Diese „Tauschierung“ ist von sehr sorgfältiger Machart; das Stück wird zur Ausrüstung eines wohlhabenden Herrn gehört haben. Der Form nach fügt sich der Steigbügel einer in ganz Mittel- und Nordeuropa verbreiteten Gruppe ein, die das 10. Jahrhundert umfaßt. Ein Exemplar des gleichen Typs aus der Wikingersiedlung Haithabu ist durch seine Fundlage in die Zeit um 900 datiert¹². Da unser Stück mit seiner sehr breiten und nach oben gewölbten Trittplatte einer etwas jüngeren Entwicklungsstufe angehört, wird man es etwa in die Mitte des 10. Jahrhunderts zu datieren haben.

¹⁰ K. Huckle, Die Tätigkeit des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde im Geschäftsjahr 1937. Westfälische Forschungen 1, 1938, S. 242.

¹¹ Die auf der Abbildung aus dem Röhrenbrunnen hervorquellende Rauchwolke (Foto aus den Fundakten des Landesmuseums) verdankt ihre Entstehung vermutlich einem Ulk.

¹² H. Jankuhn, Die Ausgrabungen in Haithabu (1937–1939), S. 123f.

Ein Verwahrfund des ausgehenden 11. Jahrhunderts von Vreden (Kat.-Nr. 208) ist in mehrfacher Hinsicht von Interesse. An der Nordostecke der Pfarrkirche wurde „eine Rolle Silbermünzen, genaue Anzahl nicht mehr feststellbar“, beim Ausheben eines Kanalisationsgrabens gefunden. Bemerkenswert ist zunächst, daß die neun sichergestellten Münzen allesamt gleichartige Stücke einer sonst seltenen Prägung sind. Nach Berghaus¹³ gewährt der Fund „einen sehr willkommenen Einblick in den Geldumlauf des westlichen Münsterlandes am Ausgang des 11. Jahrhunderts. Er zeigt in seiner gleichförmigen Zusammensetzung, daß diese Landschaft schon in dieser frühen Zeit einen regionalen Pfennig, eine Art Landesmünze, kannte. Das Durchschnittsgewicht der vier unbeschädigten Exemplare liegt sogar nur bei 30–40 % der westfälischen Münzen jener Zeit und deutet auf unterschiedliche Währung hin. Das Vredener Gebiet, das Hamaland, tendierte am Ende des 11. Jahrhunderts wirtschaftlich also besonders nach Deventer“.

Befestigungsanlagen des hohen Mittelalters

Zwischen der Straße Hengeler-Stadtlohn und dem Hofe Thesseling liegt ein kleiner, von einem wassergefüllten, abgerundet rechteckigen Graben von etwa 20:20 Meter Ausdehnung umgebener Hügel, das „Büldeken“ genannt (Tf. 52,1). Obwohl bei dem heutigen Erhaltungszustand keine Spuren einer Bebauung der Innenfläche zu erkennen sind, kann man das kleine Festungswerk in die Gruppe der Turmhügel oder „Motten“¹⁴ einstufen, die im 11. und 12. Jahrhundert als Wohn- und Wehrbauten des Adels in Mittel- und Westeuropa errichtet worden sind. Nach den Darstellungen auf dem berühmten Bildteppich von Bayeux¹⁵ hat man sich ein solches „Festes Haus“ als eine hölzerne Turmburg mit hochgelegem Eingang vorzustellen, die zum Schutz vor plötzlichen Überfällen mit Wall und Graben, oft auch mit einer Palisade umgeben war. Häufig waren den Motten sogenannte Vorburgen angeschlossen, welche ebenfalls durch Wall, Graben und Palisadenwand geschützt waren, wie die Ausgrabungen in einer Reihe solcher Anlagen lehren¹⁶. Untersuchungen der Innenfläche haben gezeigt, daß sich in den Vorburgen die Wirtschaftsgebäude des Herrnsitzes befanden, Ställe, Scheunen und Werkstätten. Es hat den Anschein, als ob auch in unmittelbarer Nachbarschaft des „Büldekens“ ein solcher umfriedeter Hofbezirk gelegen habe, da in dem östlich anschließenden Wäldchen zusammenhängende niedrige Wallzüge zu sehen sind. Klarheit über ihre Bedeutung und Zeitstellung kann jedoch nur eine archäologische Untersuchung erbringen. Auf Grund des äußeren Erscheinungsbildes des Turmhügels im Vergleich mit ähnlichen datierbaren Anlagen Westdeutschlands läßt sich seine Zeitstellung in das 11. oder 12. Jahrhundert annehmen.

Eine ähnliche Anlage von rund 25:30 Meter Ausdehnung besteht in Wüllen (Kat.-Nr. 231). Da die von breiten Gräben umzogene Innenfläche nur unwesentlich gegenüber der Umgebung aufgehöhht ist, kann nicht von einem eigentlichen Turmhügel gesprochen werden. Ohne Untersuchung ist nicht zu entscheiden, ob überhaupt eine künstliche Hügelschüttung vorhanden gewesen ist, oder ob die landwirtschaftliche Nutzung – die Anlage liegt mitten im heutigen Pfarrgarten – zur Abtragung oder allmählichen Verschleifung des Hügels geführt hat. Als 1935 die fast verlandeten Grabenzüge entschlammt wurden, fanden sich in einem quadratischen Holzschacht an der Innenseite des nördlichen Wassergrabens Tierknochen und Gefäßscherben. Nach einer detaillierten Beschreibung durch einen Augenzeugen handelte es sich bei den Gefäßresten um Kugeltopferamik, wahrscheinlich des 11. oder 12. Jahrhunderts.

Ein drittes befestigtes Areal der gleichen Art ist im Innenraum des karolingerzeitlichen Ringwalles von Wessendorf nachzuweisen. Bei der Begehung der von einem rechteckigen, wassergefüllten Graben umzogenen Fläche – sie dient heute als Ackerland – wurden einige Kugeltopfscherben aufgelesen. Sie sind teils schwarz und bröckelig, teil von blaugrauer Farbe und hartgebrannt, so daß eine Datierung in das 11. bis 13. Jahrhundert in Frage kommt. Ob die beiden letztgenannten Anlagen als Sitze von Angehörigen des Klein- oder Dienstadels (Ministerialen) anzusehen sind, ist vorerst nicht zu entscheiden. Vermutlich haben auch die Besitzer größerer Bauernhöfe die Vorzüge eines geschützten Wohnplatzes während der unruhigen Zeitläufe zu schätzen gewußt und sind vielleicht dem Beispiel der Herren gefolgt.

Mit großer Wahrscheinlichkeit ist die Zahl der Turmhügel und ähnlicher Kleinbefestigungen vormals erheblich größer gewesen. Sie werden zum Teil bei der Errichtung „Fester Häuser“ aus Stein überbaut oder nach ihrer Auflassung als lästige Hindernisse für den Ackerbau eingeebnet worden sein.

¹³ P. Berghaus, Neue westfälische Münzschatzfunde. Westfalen 30, 1952, S. 175 ff.

¹⁴ Nach dem französischen „motte“ = Erdhügel.

¹⁵ A. Lejard, Der Bildteppich von Bayeux, 1947.

¹⁶ Eine vollständig ausgegrabene, mehrperiodige Motte beschreibt A. Herrnbradt, Der Husterknupp. Eine nieder-rheinische Burganlage des frühen Mittelalters, 1958.